Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 17 (1935)
Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 23.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 18. Januar 1935. Erscheint jeden Freitag 17. Jahrgang. Nr. 3

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur

Inseraten-Annahme: Administration des „Schweizer Frauenblatt", Winterthur, Technikumstr. 83, Postfach 210, Tel. 22.252, Postcheck VIII b 58

Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Albert Schweitzer
Von den Frauen Finnlands
Zur Frage der Sterilisation
Blick auf den Arbeitsmarkt

Beilage:

Was ist der Trotz? Wie begegnen wir ihm?
Mütterlichkeit der Kinderlosen
Der erste Sonderkindergarten
Das Schaffen des Kindes, Ausdruck seiner Freude und seiner Not
1½ Jahre Arbeit für den Hausdienst
Ein Besuch in der Spitzenfachschule der Benediktinerinnen in Argentan

Wochenchronik.

Inland.

Die großen **Vorlagen**, die im Laufe des vergangenen Jahres unser Parlament beschäftigten oder durch Initiativen an es herangetragen wurden, beginnen allmählig auch vom Volke, das innerhalb geraumer Zeit zu ihnen wird Stellung nehmen müssen, aufgegriffen zu werden.

Für die **Wehrvorlage**, die am 24. Februar zur Abstimmung kommen soll, hat die „Für- und Gegen"-Propaganda bereits lebhaft eingesetzt. Der Zentralvorstand der schweiz. sozialdemokratischen Partei beantragt der Partei Ablehnung, während die schweiz. freisinnige Partei, der schweiz. Bauernverband und aller Voraussicht nach auch die schweiz. konservative Partei sich für die Vorlage einsetzen.

Die Frage wird auch viele von uns Frauen wieder stark beschäftigen und in Gewissenskonflikte bringen. Wir, die wir ja von Natur aus gegen jede Lebensvernichtung sein sollten, sehen uns vor die Frage gestellt, ob angesichts der gewaltigen Rüstungen rund um uns her die Verteidigung unseres Landes verbessert und angepaßt werden, oder ob aus grundsätzlichen Gründen alle militärischen Mittel verweigert werden sollen. In einer restlos guten Welt wüßten wir wohl alle ohne weiteres, wie wir uns zu entscheiden hätten.

Zur **Totalrevision unserer Bundesverfassung** hat der Zentralvorstand der schweiz. freisinnigen Partei ebenfalls bereits Stellung bezogen und wird dem nächsten Parteitag Ablehnung empfehlen. Zur **Reorganisation der Bundesbahnen** haben kürzlich die Herren Bilet und Schrafl in Solothurn und Basel aufklärende Vorträge gehalten.

Ein großes Problem, das die schweiz. Oeffentlichkeit wohl noch auf Jahre hinaus beschäftigen wird, ist das der **Entschuldung unserer Landwirtschaft.** Der schweiz. Bauernverband hat eben dem Bundesrat einen Entwurf zu einem schweiz. Bundesgesetz über die Entschuldung unterbreitet. Für eine generelle Entschuldung berechnet er während 25 Jahren den Bedarf von jährlich 46—50 Millionen, die durch eine besondere Entschuldungssteuer aufgebracht werden sollen und zwar auf landwirtschaftlichen Produkten (Bauernbeitrag), auf verschiedenen eingeführten Nahrungsmitteln (Konsumentenbeitrag) und auf Kapitalerträgnissen (Rentnerbeitrag).

In **Genf** ist die Initiative der demokratischen Partei betreffend Gesamterneuerung des Genfer Staatsrates (d. h. auf Abberufung der Regierung Nicole) mit 5000 Unterschriften zu Stande gekommen. Trotzdem sich die von Nicoles „Travail" veröffentlichten Dokumente über einen angeblichen Landesverrat von Fonjallaz durch die militärgerichtliche Untersuchung als Fälschung erwiesen haben, hält Nicole an der Echtheit fest und behauptet, im Interesse des Landes den Kampf fortsetzen zu müssen.

In **Wien** verhandeln gegenwärtig unsere Unterhändler über die Neuregelung des **Stickereivertrages** mit Oesterreich.

Ausland.

Mit ungeheurer Spannung hat sozusagen die ganze Welt den Verlauf und den Ausgang der **Saarabstimmung** verfolgt. Zur allgemeinen Ueberraschung ist diese positiver ausgefallen, als man gemeinhin erwartete. Wohl soll ein starker Druck von seiten der deutschen Front auf die Abstimmungsberechtigten ausgeübt worden sein; aber das genügt doch nicht, um die 90,5 Prozent der Stimmen (476,089 für Deutschland, 46,613 für den Status quo, 2083 für Frankreich) bei einer nahezu 100prozentigen Stimmbeteiligung zu erklären. Man glaubt, daß in letzter Linie und in letzter Stunde eben doch das Nationalgefühl — für Deutschland — und nicht das mehr innenpolitische Moment „für oder gegen — Hitler" den Ausschlag gegeben habe.

Von manchen Seiten wird betont, daß diese eindeutige Entscheidung eine Erleichterung für die europäische Politik bedeutet. Endlich scheint es, daß zwischen Frankreich und Deutschland neue Möglichkeiten zu aufbauender Arbeit gegeben seien. Hitler gab in seiner Begrüßungs-Radiorede an das Saarvolk unmittelbar nach der Bekanntgabe des Resultates die bedeutsame Erklärung ab, daß nach der Rückkehr des Saarlandes das Deutsche Reich keine territorialen Forderungen (Elsaß) an Frankreich mehr stellen werde und sich den Aufgaben nicht entziehen wolle, die zur Herstellung einer wahrhaften Solidarität der Nationen gegenüber den heutigen Gefahren und Nöten notwendig sei. Neben der Hoffnung, daß nun weitere Schritte für die europäische Befriedung getan werden können, steht aber die Befürchtung, daß das nationalsozialistische Regime sich Oesterreich gegenüber aufs neue beunruhigend bemerkbar machen könnte und daß die Saarbevölkerung, die nicht für den sofortigen Anschluß stimmte, schweren Zeiten entgegengeht. Auch Flandin, der französische Ministerpräsident, traut Hitlers Worten noch nicht so ganz; die französische öffentliche Meinung lege heute Taten größeren Wert bei als Worten, sagte er.

Für den **Völkerbund**, der seit letzten Freitag in Genf vor allem zur Abwicklung der Saarfrage tagt, bildet die eindeutige Entscheidung ebenfalls eine große Erleichterung. Schwierig und nicht ohne den Keim zu neuen Konflikten wäre etwa eine starke Status quo-Mehrheit und eine daherige eventuelle Teilung des Saargebietes gewesen. Dem ist nun der Völkerbund glücklich enthoben. Bereits hat das Abstimmkomitee dem Rat die ungeteilte Rückgabe der Saar an das Reich empfohlen, es handelt sich nur noch um den formellen Beschluß des Rates und die Festsetzung des Datums.

Die nun vollzogene **Saarentscheidung** wie auch die kürzlichen **Römerabmachungen** zwischen Mussolini und Laval bilden eine günstige Voraussetzung für die Wiederaufnahme der **Abrüstungsverhandlungen.** Es soll bereits ein lebhafter Meinungsaustausch darüber in Genf in Gängen sein. Ein auf den 31. Januar in London angesagter politischer Besuch Flandins und Lavals dürfte in erster Linie diesen Fragen gelten.

Der amerikanische Senat behandelt gegenwärtig — bedeutsam — eine ihm zugesandte Botschaft Roosevelts, in der ihm dieser den **Beitritt der Vereinigten Staaten zum Internationalen Gerichtshof** im Haag empfiehlt!

Wahre Friedensarbeit.

Ein Beispiel.

Ein bei uns wenig oder gar nicht bekanntes Beispiel praktischer Friedensarbeit soll hier in Erinnerung gebracht werden. Noch liegen die Ereignisse nicht eben weit zurück, aber wie viel häufiger und sensationeller wird uns von Spannungen, die zu Kriegen führten oder führen können, in der Tagespresse berichtet, als von Taten, die Friedensschlüsse bedeuten. Ist nicht ein gefestigter Friedenszustand gleichsam ein gewonnener Krieg für beide Parteien?

Anläßlich des Eucharistischen Kongresses in Argentinien wurden die internationalen Kongreßteilnehmer mit dem Gastlande und dessen Geschichte nach Möglichkeit bekannt gemacht. Sie wurden auch zu Besichtigungen geführt. Eine eindrucksvolle Erinnerung beschreibt ein Schweizer Teilnehmer in den „Neuen Zürcher Nachrichten":

„Nach Westen führt uns der Expreß über die argentinische Tiefebene bis ins Herz der Anden, an den Fuß des 7130 Meter hohen Aconcagua. Währenddem die Bahn im Tunnel unter den Anden durch nach Chile fährt, wenden wir uns hinauf zum Cumbre-Paß zum

Christus der Anden,

dem Denkmal einer Kriegsabwendung. Da steht in mächtiger Größe die mehr als 7 Meter hohe Christusgestalt, die eine Hand segnend erhoben, mit der andern ein Kreuz umfassend. Die Majestät der Erscheinung prägt sich im gewaltigen Rahmen der Gebirgswelt, in die sie hineingestellt ist, dem Gemüte des Beschauers unwiderstehlich ein. Der Granitsockel trägt an der Front eine Tafel mit zwei die Republiken Argentinien und Chile darstellenden Figuren, welche sich die Hände reichen. Eine weitere Tafel trägt die Inschrift: „Eher mögen diese Berge in Staub zerfallen, als daß die Völker von Argentinien und Chile den Frieden brechen, den sie zu Füßen Christi des Erlösers geschlossen haben."

Es ist gut, sich heute an die Geschichte dieser Christusstatue zu erinnern.

Genau wie im Chaco-Konflikt zwischen Bolivien und Paraguay, den in unsern Tagen die Rüstungsindustrie schürt, so lag um die Jahrhundertwende zwischen Argentinien und Chile ein Gebiet, dessen Zugehörigkeit umstritten war. Je mehr das Gebiet an Wert gewann, desto mehr spitzte sich die Spannung zu. Man rüstete gegenseitig, man besetzte die Grenzen auf den Kindenkämmen und -Uebergängen. Panzerkreuzerflotten wurden in Auftrag gegeben, zum Teil bei den gleichen Firmen.

Da setzte unter der Führung der Bischöfe Benedente und Java in beiden Ländern eine insbesondere von den Frauen unterstützte Protestbewegung gegen den drohenden Krieg ein, welche die Entscheidung des Konflikts durch ein

Schiedsgericht

forderte. Wie durch ein Wunder kam es am 28. Mai 1902 zu einem Vertrag mit Einsetzung eines Schiedsgerichtes, das den Streitfall entschied. Dann wurden die Rüstungen gestoppt und sogar Abrüstung vereinbart. Aus den Geschützen der schon im Bau befindlichen Kriegsschiffe wurde das Christusdenkmal auf den Anden gegossen. — Der Vertrag von 1902 wurde von den beiden Staaten nicht nur eingehalten, sondern sie stellten noch mehr Kriegsschiffe außer Dienst, als dort vereinbart worden war." —

Wünsche an unsere Leser.

Eigentlich ist die Zeit der Neujahrswünsche vorbei. Und doch stehen wir dem Jahresanfang noch nah genug, daß Wünsche für den Lauf des nun begonnenen Jahres sich noch melden, bedeutsamer sogar jetzt, da nicht mehr Vorarbeit und Vorfreude für die Festzeit uns im Banne halten. Wir haben begonnen uns einzufügen in den neuen Jahreslauf mit unseren Vorsätzen, unserer Bereitschaft zu kommenden Aufgaben, aber auch mit unseren Hoffnungen und Wünschen.

Auch wir, das Frauenblatt und seine Redaktion, haben das neue Jahr mit Vorsätzen begonnen. Uns liegt daran, der Sache der Frauen zu dienen in jeder uns möglichen Weise. In den Leitartikeln suchen wir, zu schwerwiegenden Fragen Stellung zu beziehen oder auch bekanntzugeben, wie manche unserer Mitarbeiter Fragen, für deren Bearbeitung sie besonders zuständig sind, vor uns aufrollen. Die Wochenchronik orientiert in knapper Zusammenfassung über das politische Geschehen und setzt den eiligen Leser, die Leserin instand, in kürzester Lesezeit doch etliches Wichtiges „vom Tage" zu erfahren.

Unsere orientierenden Artikel von den Großformatigen bis zu den kurzen Notizen der kleinen Rundschau, versuchen ein getreues Abbild zu geben vom Leiden und Wollen, vom Kämpfen und Siegen, auch vom Versagen überall dort, wo denkende, arbeitende Frauen am Werke sind. Wenn von der Leistung der einzelnen erzählt wird, ist es, um die Gesamtheit mit ihrem Wollen vertraut zu machen, wenn über die Stellung der Frauen im allgemeinen, ihr Leisten in der Gesamtheit oder dem Verhalten der Oeffentlichkeit ihr gegenüber berichtet wird, ist es, um die Einzelnen vertraut zu machen mit der Tatsache, daß wir alle, jede an ihrem Orte, Teile eines Ganzen sind: daß auch unser Tun und Lassen, unser Leisten und Versagen Sinn und Gehalt hat weit über den Rahmen des Einzelschicksals hinaus.

Und so sind unsere Informationen und Anregungen, seien sie nun dem Gebiet der Hauswirtschaft, der Erziehung, der Erwerbsarbeit, des öffentlichen Lebens entnommen, immer zugleich Einzelheit und auch Teil eines großen Ganzen. Denn der Idealbegriff der Frauenbewegung umfaßt ja alle die Gebiete.

Und nun unsere Wünschen: Wir bitten unsere Leser und Leserinnen um

vermehrte Mitarbeit.

Schreiben Sie der Redaktion, wenn Sie besonders lebhaft zustimmen, besonders stark widersprechen möchten nach dem Lesen irgendeines Artikels, begründen Sie kurz Ihre Zustimmung oder Ablehnung. Helfen Sie so mit, daß die Redaktion lebendigen Austausch der Meinungen im Blatte wiedergeben kann;

Und schließlich noch eine Bitte: Unser Blatt hat sehr zu kämpfen, seine wirtschaftliche Lage ist nicht rosig. Zwei Wege gibt es, ihm zur Seite zu stehen. Werben Sie ihm Inserate bei Ihren bekannten Firmen und — eine indirekte Hilfe: berücksichtigen Sie bei Ihren Einkäufen unsere Inserenten unter Erwähnung unseres Blattes. Dann aber noch ein Wichtigstes: werben Sie dem Schweizer Frauenblatt

weitere Abonnenten.

Wer hätte nicht noch eine Freundin, eine Verwandte, der man das Blatt empfehlen könnte? Nur ein neues Abonnement durch jeden jetzigen Abonnenten und unser Blatt wäre in gesicherter Lage! Und noch ein Letztes: Halten Sie unserem Blatte die Treue. Wir wissen wohl, wie viele heute gezwungen sind, sich einzuschränken. Aber fangen Sie nicht gerade da an zu sparen, wo unser Blatt es spüren müßte. Sie helfen ja einer ideellen Sache, der eigenen sowohl und zugleich der aller Frauen, wenn Sie uns treu bleiben. Und wir wiederum wollen Treue halten, indem wir in jeder uns möglichen Art und Form, der Sache der Frauen dienen. Unser Einstehen, ja unser Kämpfen für die gemeinsamen Ziele der Frauen ist nötiger denn je. Helfen Sie uns, daß wir gemeinsam durch ein Jahr aufbauender Arbeit gehen können!

E. B.

Die Kutsche.

Von Regina Ullmann.

(Fortsetzung.)

Aber das Kindliche ergreift in diesen Augenblicken von neuem und tiefer als je zuvor von ihnen Besitz. Ja, sie vergessen ganz, warum sie ausgezogen sind. So vergeßlich können neun- und zehnjährige Kinder noch sein? Ist das nicht nur das Vorrecht von den Kleinsten? Oder geben sie sich anders? Jetzt sind sie von der Straße abgebogen, haben einen reizenden Seitenweg eingeschlagen. Finden sich in einer Art Apfelparadies. Ein Bäumchen am andern. So etwas haben sie noch nicht gesehen. Stehen und staunen. Sie sind jetzt liebe kleine Mädelchen, gar nicht schwierig zu begreifen, beinahe ohne Unterschiede. Da schrillt ein Pfiff, so ein richtiger Mannspfiff! Und Hunde „ulen", voll losgelassener Freude. Es ist wohl möglich, daß auch scharfe darunter sind, die das plötzliche Erschrecken eines Kindes schon als etwas Erjagtes, wenn auch leichteste Beute, verbellen und mit ihrem Gebell umstellen. Jedenfalls haben sie nun dieses Ziel und kein anderes mehr. Die Angst, der Schrecken, ihre Freude sind wie eines. Sie gestatten den Kindern nicht mehr den kleinsten Schritt. Nicht mehr das Denken, kaum mehr das Atmen. Solches Wild, das ja auch ein schuldiger Mensch ist, kommt ihnen gerade recht. Und erst dann, da die Kinder auch nicht von der Stelle weichen, werden sie ruhiger, stoßen verschnaufend eine Art Herdsinnebel von sich und ängen verlätzlich in die Richtung, aus der eine Gesellschaft von Jägern naht. Aber auch das hören die Kinder nicht mehr. Denn Schreck ist nicht taub. Und gelingt es schon nicht, auf einmal die Meute wieder zu verteilen, so sieht man doch unversehrt zwei Kinder in Kapuzen, in gleicher Höhe mit den Hunden auf den Knien liegen! Man muß sie beinahe wecken, als seien sie in einer Art Schreckensgebet eingeschlafen, mit wachen Augen! Und die Herren bemühen sich aufs eifrigste um sie. Sie sind gerührt von dieser „Hundekomödie", wie sie sie nennen, verwundern sich, können das Ganze in keiner Weise begreifen. Heben die Mädelchen in die Höhe, schütteln ihre Erstarrung gleichsam in der Luft ab, so daß rings um sie rote Aepfel von den Bäumen fallen. Die die Herren auch, einen Arm noch um die Kinder, ihnen in die Schürze sammeln. Immer das eine wiederholend: „Wie kann man nur so erschrecken! Vor Hunden! Vor solchen Jagdhunden!" Und wirklich, jetzt sind es andere Tiere. Sehen aus wie auf einem gestickten Bild. Wissen nicht, daß sich da eben vor ihnen etwas wie ein kleines Gottesgericht abgespielt hat. Haben auch keine Erinnerung mehr an ihre eigene Angriffslust.

Menschenkenner sind sie augenscheinlich nicht, diese Jäger. Wenn sie jetzt die dahintrottenden Kinder von vorne sähen und ihr zerbrochenes Lächeln, ihr durcheinandergeratenes Kinderlächeln, sie würden keine Ruhe geben, ehe sie herausgefunden hätten, was denn eigentlich da in Scherben gegangen sei. Aber so schnell trennt sich unerwartet Gefundenes, und die beiden Dinger gewinnen Zeit. Und mit der Zeit bildet sich in ihren Herzen eine neue, noch unangetastete Heiterkeit. Wo sie sie nur her haben? Ob sie schon in die Aepfel beißen, ob sie sie fallen ließen? Schon zündete irgendwo jemand ein Licht an, und ein Laden schloß sich sacht darüber, als dürfe man nicht sehen, daß es bald Nacht werde. Da fanden sich die Kinder abermals vor einem Gasthaus. Wie einen verwandten Gedanken umfiefen sie es. Blieben noch vor herbstlich verlassenen Bänken stehen. Eine Erinnerung ahnend unter dem fallenden Laub. Ja, hier waren sie schon einmal zugekehrt. Süßer Most und gutes Gewissen... wie auf alten Bildern, wo unbehelfen der Krug, in seiner ganzen Rundung, der Teller und ein Stück Brot in nicht mehr geläufiger Sprache zur Andacht des Herzens zwingen, milde, aber unaufweichlich, so sahen die Kinder die Erinnerung, wußten beide, daß sie sie eigentlich entstellt hatten. Andächtig sahen die Kinder aus, ergriffen. Aber als der Nebel seine Patina ansetzte und auch das zarte Oval und das leichte Rund der beiden Häuptlein wie Bank und Tisch und Wiese überzog, wandten sie sich einem Menschen dieser Türe zu. Ach Gott, daß man die Mutter nicht vergessen kann, eigentlich nie! Da saßen nun ihre Kinderchen, machten runde Rücken und aßen, als ob sie am Verhungern wären! Mit einem süßen Schluck Most dazwischen. Mit ihrem Sparkäßchen unter den Arm gezwickt. Mit den Kapuzenkrägelchen, mit den Füßchen nach Stuhlbeinen angelnd. Hatte sie ihnen wirklich nicht genug zu essen gegeben? Aus Sparsamkeit...? Waren sie wirklich nicht besser, als man sie einschätzte. Konnte man ihnen so zusah? Genügte schon der Blick einer rechtschaffenen Wirtin, um sie vor sich selber noch geringer erscheinen zu lassen?

Sie bleiben nicht lange, hätten das Stricken dieser fleißigen Hände, hätten den Speckofen, schon leicht angewärmt, die schimmernd gescheuerten Tische und Bänke jedenfalls nicht länger ertragen. Vielleicht schauerten sie vor der Frage, die den ganzen Tag über sich Zeit gelassen und von dieser Wirtin sehr wohl ausgesprochen werden konnte: „Wo habt ihr das Geld für diese Zehrung her, ihr Kinderli?"

Rückblickend aber möge der Leser mir gestatten, daß ich wiederhole: sie fahren Kutsche, diese Kinder. Aber wo sie sich Seligkeiten erhoffthaben mochten, da leiden sie Höllenqualen. Von einem Vorstadtschlosser lassen sie sich ihr Sparkäßchen öffnen. Aber der Blick, mit dem ein rechtschaffener Mann sie durchschaut und als Kinder eines ehrbaren Hauses erkennt, läßt sie vor Scham fast in den Boden sinken. Jedoch der Rauschzustand, in den ihre Verwegenheit sie versetzt, reißt sie mit sich fort, wo sie eigentlich hätten umkehren sollen. Und wenn sie nun in peinlicher Genauigkeit und eben in der Reihenfolge alles durchführen, in der sie es sich vorgenommen haben, und es beinahe den Anschein hat, als ob sie kleine Bedanken seien: dann nur einzig darum, weil sie es in ihrer jugendlichen Ratlosigkeit sein müssen. Aber warum sollte sie ihnen auch erspart bleiben, jene Schalheit zu Unrecht genossener Freuden? Nicht einmal Hunger verspüren sie mehr angesichts der herrlichsten, erfüllteste aller Kinderwunschträume! Der Most schmeckt buchstäblich nach nichts, die Bratwurst zwingen sie sich auf, stoßen das „Würli" nach mit kleinen, haftigen Fäustlen. Aber wie sie's auch anfangen mögen, indem sie mit Kinderschlauheit Recht und Unrecht aneinander messen, nimmermehr verdeckt ein Unrecht das Recht und die Wahrheit des Herzens. Zum Lumpengesindel dürfen sie freilich noch nicht endgültig gerechnet werden. Und wenn man auch selbstgerecht, wie etwa der Schmied, der das Kinderssparkäßchen öffnet, wie diese Wirtin hier, sie so hätte nennen mögen, so wußten jene eben nichts von der Reue, von der Traurigkeit um die eigene Seele. Sie durften hier nicht Richter sein.

Möge dem aber sein, wie ihm wolle: so leicht entschlüpft man dem harten Griff der Ereignisse nicht. Und nun sind die Kinder draußen, wo die Sterne am Himmel stehen und das schwarze Blau der Nacht sie bedrängt. Womit der Ausflug so gut wie sein Ende erreicht hat. Aber da zeigte sich wieder, wie verschieden die Kinder waren. Die Kleine dachte an gar nichts anderes als daran, daß sie heim wolle. Oder nicht einmal das: so sehr ist es das einzige, was es für sie gibt. Bei Gritli erwies sich's, daß sie einen Plan in sich ausgesponnen hatte. Einen Fluchtplan. Dieses unglückliche Kind kann nicht verzeihen. Wie ein Widerhaken hat sich jeder Fehlgriff der Erziehung in ihm ausgebildet. Kleine Kampfwerkzeuge, vielleicht nur mit der Lupe erkennbar.

Albert Schweitzer.

Zum 60. Geburtstag, am 14. Januar.

In allen Erdteilen, in Weltstädten und kleinsten Dörfern, in Tausenden von Menschenherzen, allüberall lebt Dank und Bewunderung für Albert Schweitzer. Dem Gelehrten, dem Musiker, dem Schriftsteller, zumeist aber dem Menschenfreund, der mit fast übermenschlich anmutender Tatkraft ein Werk der Menschenliebe in Lambarene im afrikanischen Urwald aufgebaut hat, danken wir und wir Frauen insbesondere fühlen uns ihm verpflichtet für seine in Wort und Tat so ungeheuer eindrücklich gegebene Lehre von der Heiligkeit allen Lebens.

Wie Albert Schweitzer Arzt wurde, erzählt Elsa Lauterburg-Bonjour anschaulich im „Bund". Auszugsweise entnehmen wir dort:

...Wie kam Schweitzer der Musiker, Schweitzer der Gelehrte nach glänzend begonnener und vielversprechender Laufbahn dazu, mitten aus seiner wissenschaftlichen Tätigkeit herauszutreten und Medizin zu studieren? Es wurden ihm Abenteuerlust, Eigendünkel vorgeworfen, kaum seine nächsten Freunde verstanden oder würdigten seinen heroischen Entschluß. Sie konnten nicht fassen, was einen Menschen wie Schweitzer mit solch außerordentlichen Gaben und Aussichten veranlasse, auf jeden persönlichen Erfolg zu verzichten, einzig um der Nächstenliebe willen, und um seiner ethischen Forderung „Ehrfurcht vor dem Leben" Geltung zu verschaffen. Das Spital in Lambarene ist ein Werk der Sühne am Neger, der Jahrhunderte hindurch Ungerechtigkeit und Grausamkeit von den zivilisierten Europäern erdulden mußte. Schweitzer schreibt in seinem Buch „Aus meinem Leben und Denken": „Eine große Schuld lastet auf unserer Kultur, wir sind gar nicht frei, ob wir an den Menschen draußen Gutes tun wollen oder nicht, sondern wir müssen es. Was wir ihnen Gutes tun, ist nicht Wohltat, sondern Sühne. Für jeden, der Leid verbreitet, muß einer hinausgehen, der Hilfe bringt."

...Bis zum 30. Lebensjahr widmete sich Albert Schweitzer der Kunst und Wissenschaft. Seine sonnige, harmonische Jugendzeit brachte ihm schon früh zum Bewußtsein, daß er ein unverdientes Glück als selbstverständlich hinnehme, das andern versagt blieb. Diese Einsicht empfand er als verpflichtend den vom Schicksal Vernachlässigten gegenüber. Sein Mitleid mit der gequälten Kreatur half mit, seinen Lebensweg vorzuzeichnen. Er erzählt darüber: „An einem strahlenden Sommermorgen, als ich — es war im Jahre 1896 — in Pfingstferien daheim im Pfarrhaus zu Günsbach erwachte, überfiel mich der Gedanke, daß ich dieses unverdiente Glück nicht als etwas Selbstverständliches hinnehmen dürfe, sondern etwas dafür geben müsse. Indem ich mich mit ihm auseinandersetzte, wurde ich, bevor ich aufstand, in ruhigem Ueberlegen, während draußen die Vögel sangen, mit mir selber dahin einig, daß ich mich bis zu meinem 30. Lebensjahr für berechtigt halten wollte, der Wissenschaft und der Kunst zu leben, nur mich von da an einem unmittelbaren menschlichen Dienen zu widmen."

...In welcher Art das unmittelbare Dienen sich gestalten sollte, wußte er damals noch nicht. Er hatte zunächst einen Wirkungskreis in Europa im Auge und plante, verwahrloste und verlassene Kinder zu erziehen oder sich dereinst Vagabunden und entlassenen Gefangenen zu widmen. Doch alle in dieser Richtung unternommenen Versuche scheiterten am Starrsinn der Behörden. Da brachte dem Neunundzwanzigjährigen ein an und für sich unbedeutendes Ereignis eine entscheidende Wendung. Vertieft in wissenschaftliche Arbeit durchblätterte er mechanisch ein Heft der Pariser Mission. Da fiel sein Blick auf einen Notschrei nach ärztlicher Hilfe in Gabun, und nach Beendigung des Lesens wußte er, daß er seine künftige Wirkungsstätte gefunden hatte und sein Suchen und Warten zu Ende war.

...Wie dann Schweitzer sich als Student der Medizin einschrieb, begannen Kollegen an seiner Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln, vollends als sie hörten, zu welchem Zwecke er umsattelte. Doch ließ er sich durch keine noch so hartnäckigen Widerstände zurückschrecken und steuerte unbekümmert auf sein Ziel los.

Im Frühjahr 1913 war alles für den ärztlichen Pionier Aequatorialafrikas bereit. Während seines ersten Lambareneaufenthaltes vollbrachte er als einziger Arzt Erstaunliches an der Seite seiner tapfern Frau. Die ganze Verantwortung lastete auf ihm allein. Sein mühsam errichtetes Werk schien der Vernichtung preisgegeben, als er 1917 als Elsässer nach dem Gefangenenlager Garaison in den Pyrenäen abgeführt wurde, dessen Strapazen die Gesundheit des Ehepaares auf lange Zeit untergruben. Deshalb konnte die Gattin ihn auf seiner zweiten Ausreise 1924 nicht mehr begleiten.

...Albert Schweitzer als Arzt im Urwald! Ein unvergeßliches Bild, wie er in loser, weißer Negerbluse, die verwaschene Khakihose über und über mit Flicken besetzt, das unvermeidliche Schlauchsteth oskop um den Hals, vom Untersuchungsraum zu den Krankenbaracken schreitet, auf den Bauplatz eilt, Befehle erteilt und selber mit Hand anlegt, am Bett des Schwerkranken Wache hält und mit urgemütlichem Humor die Mißmutigen und Niedergedrückten aufheitert. In tiefer Nacht schreibt er seine philosophischen Abhandlungen und neuen Lambarenemitteilungen nieder. Nichts ist ihm zu gering, handle es sich um neue Wasserpumpen und -behälter, Badeanlagen, das Wohl des Hühnerhofes, der Ziegen oder Affen, die ihm zur Pflege gebracht werden. Alles erregt sein warmes Interesse und ist seiner Liebe und Sorge sicher. Trotz seiner andauernden Müdigkeit und Erschöpfung — vollbringt er Uebermenschliches, dank seiner ungebrochenen Gesundheit und kraft seines zähen, allzeit regen Willens. Dieser Energie entspricht seine persönliche Erscheinung, eine hochragende markige Gestalt, der man die heroische Tatkraft ansieht. Sein tiefwurzelnder christlicher Glaube ist die Triebfeder zu allen seinen Leistungen, seine unverwüstliche Vitalität, gepaart mit unbeugsamem Willen, geben ihm die immer neue Schwungkraft zur Tat. Er betrachtet das Außergewöhnliche seiner Handlungsweise als selbstverständlich. Es liegt ihm fern, ein Heldentum daraus abzuleiten. Gerade diese Bescheidenheit macht uns Albert Schweitzer lieb.

Vom Arbeitsleben im Urwaldspital von Lambarene geben uns einige

Tagebuchblätter

von Dr. med. Ilse Schnabel (Zürich) Kunde, die während ihres dortigen Aufenthaltes aufzeichnete:

4. 12. 1928. Erster Operationstag in Lambarene. Der Beginn ist auf morgens 8 Uhr angesagt. Indessen da niemand mehr eine exakt gehende Uhr besitzt; meine eigene frisch von Europa gebrachte Tropenuhr mit doppeltem Gehäuse blieb in Port Gentil schon stehen, können wir nicht genau zur Zeit anfangen.

Dr. Stalder, Schwester Martha und ich ziehen die Gummischürzen an und hüllen ein weißes Käppchen auf den Kopf. Der erste Teil des Händewaschens geht im großen Raum der Pharmacie vor sich. Rhama, der Heilgehilfe, reicht uns das Gefäß mit den sterilen Bürsten, jedes nimmt sich die seine und eine Seife. Dann stehen wir beim Wasserbehälter und halten die Hände unter den warmen Strahl. Eine junge Schwarze sitzt neben dem Wasserbehälter und läßt bei Bedarf das nötige heiße Wasser schwächer oder stärker zum Hahnen herauslaufen. Sie trägt einen roten Kopfputz und eine rote Glaskette um den Hals, ist zierlich gewachsen und hantiert mit anmutigen leichten Bewegungen. Wir waschen ausgiebig und gehen hierauf in den eigentlichen Operationsraum.

Der schwarze Patient, ein Eingeborener mit einem rechtsseitigen Leistenbruch, liegt bereits auf dem Operationstisch; neben ihm sitzt der Heilgehilfe Boulinghi. Boulinghi ist Wärter in der Baracke der Operierten. Vom Arzt angerufen, antwortet er stets rasch und mit lauter Stimme „docteur", und schreit jeweilen mit noch lauterer Stimme einen Befehl seinen Stammesgenossen in einer der vielen vokalreichen Sprachen des Gabon zu. Arthur, ein anderer Heilgehilfe, war gleichfalls anwesend. Auf einer längsgeteilten großen Kiste hatte die Schwester ein Emailbecken gerichtet mit schäumender Lysollösung, in die wir gleich unsere Hände eintauchen und sie weiter reinigen. Alles in allem genommen, dünkte es mich in diesem Operationsraum ganz schön. Der Operationstisch steht zweckmäßig, die Instrumentenschen präsentieren sich nicht anders als wir in Europa gewohnt waren. Allerdings die Handschuhe erinnern mich daran, daß wir uns nicht in Europa befinden. Mein Kollege, der schon einige Monate in Lambarene arbeitet, hat sich als tauferer Chirurg bereits an diese dicken Stulpenhandschuhe gewöhnt und näht die schönsten Nähte damit.

Mir aber graut vorderhand noch vor dem ersten Knoten, den ich durch diese dicke Wand hindurch knüpfen soll.

Dem Patienten wird nun vom Operateur die betäubende Flüssigkeit unter die Haut gespritzt. Er verzieht etwas das Gesicht, gibt aber keinen Laut von sich. Beim Durchschneiden der dunkelbraunen Haut erweist sie sich als zähe, die untere Schicht ist von auffallend weißer Farbe. Die Operation geht programmäßig vor sich.

Schwester Martha übernimmt die Narkose beim zweiten Patienten, eine schwierige Sache, da der Aether in einem fort verdampft und das Operationsgebiet, die Stirne, gar nahe am Narkosegebiet liegt. Der Patient will darum die längste Zeit nicht einschlafen, bleibt beständig im Erregungsstadium, sagt in einem fort: bonjour docteur, bonjour docteur, worauf die Schwarzen die größte Freude haben.

Ein dritter Patient kommt zur Operation mit einem tropischen Geschwür, das schwer heilt.

6. 12. 1928. Zweiter Operationstag. Das Thermometer steht auf 30 Grad schon am morgen. Die beiden Heilgehilfen waschen uns den Schweiß vom Gesicht ab. Zeitweise schläft Boulinghi neben seinem Patienten ein und muß durch energischen Zuspruch geweckt werden. Er sagt dann zwar: „je ferme seulement les yeux". Am Ende der zweiten Operation schaut er interessiert zu, sagt, wie Dr. Stalder die Schere von der Schwester verlangt: „c'est ciseaux" und wie es heißt, subkutane Nähte, beruhigt Boulinghi den Patienten mit: „la soubcoutane est bientôt finie."

29. 1. Am heutigen Operationstag will einer der Patienten, ein Baboun, der weit aus dem Innern des Landes in das Spital gereist ist, unter dem Operationstisch kauernd die Operation über sich ergehen lassen. Er trägt zwei eiserne Fußringe um den Knöchel und benimmt sich weiter so unbeholfen, daß Boulinghi und Arthur aus dem Lachen nicht heraus kommen.

Abends wird von unserm Nachbar von der Sägerei ein Schlangenbiß gemeldet. Die Verletzte, eine Eingeborene wolle médicament indigène auf die Wunde geben. Er habe sie jedoch gleich in das Spital mitgenommen. Dr. Hediger und ich gehen mit den Laternen zur Pharmacie hinunter, wo uns die Patientin von ihrem Mann auf dem Rücken getragen, bereits erwartet. Den linken Unterschenkel hat sie mit einer Pflanzenfaser dicht unter dem Knie umschnürt. Die Wunde gewahren wir am äußern Rand des linken Fußes bereits zu einem Schnitt erweitert. Wir spritzen Schlangenserum, das in großen Ampullen stets zur Hand ist und machen eine gründliche Wundversorgung.

Von den Frauen Finnlands.

In unseren letzten Nummern haben wir den außerordentlichen Weg einer der finnischen Frauen kennen gelernt, die wie Marie Heim-Voegtlin für die Schweiz, Helene Lange für Deutschland — so manche andere ließen sich als Pionierinnen der Frauenbildungsbewegung in allen Ländern nennen — den harten Weg als „Erste" gingen, ihm so für sich und die nachkommenden bahnend. — Ganz anders als die damalige Umwelt der Finnländerin mutet uns das heutige Finnland an, von dem Dr. E. Stranik in der Zürcher Illustrierten jüngst erzählte:

In Helsingfors steht am Beginn der Alexanderstraße, in nächster Nähe von Stockmanns Riesenwarenhaus, Tag für Tag eine Frau. Sie richtet, sobald ein Straßenbahnzug herankommt, den Geleisewechsel. Ist die Strecke frei, — strickt sie Strümpfe.

Mir erschien von Anfang an diese Frau symbolisch: die Vereinigung werktätiger Anteilnahme am Leben der Allgemeinheit mit der Erkenntnis, daß man sich auch häuslich betätigen müsse. Ein Ausgleich, der etwas Rührendes und Beglückendes an sich hat.

Und so wie diese eine Frau, — das erkannte ich später, — sind beinahe alle Frauen Finnlands: erfüllt von dem Bestreben, der Allgemeinheit und dem eigenen Heim in gleicher Weise zu dienen.

*

Man kann ruhig sagen: die Frauenbewegung in Finnland gehört zu den bestorganisierten Bestrebungen dieser Art auf der ganzen Erde und erreichte deshalb in verhältnismäßig kurzer Zeit ohne allzu schwere Kämpfe sehr viel, wenn auch noch nicht alles. Heute besuchen fast alle Mädchen der größeren Städte Lyzeen, viele von ihnen auch Hochschulen. 34 Prozent der Hörerschaft an den finnischen Universitäten sind — weiblichen Geschlechtes. Der Beruf des Zahnarztes wird zu fast 50 Prozent von Frauen ausgeübt. Besonders in Helsinki sieht die „Hammasläkäri" (Zahnärztin) an Beliebtheit weit über ihren männlichen Kollegen.

Aber auch sonst trifft man überall Frauen an der Arbeit: in den Fabriken natürlich, bei den Maschinen und in den Kontors. Bei der Straßenbahn versehen sie allein Schaffnerdienste. In den Gaststätten gibt es nur weibliche Bedienung. Einen Oberkellner sieht man höchstens in einem ganz vornehmen Speisesaal eines internationalen Kurhotels, sonst begegnet man immer wieder blendend äugenden, oft sogar mit Seidenblusen bekleideten Kellnerinnen, die sich in fürsorglichster Weise der Gäste annehmen.

In Herbergen wieder, die der finnische Touristenverein im ganzen Lande unterhält, verdingen sich während der Sommermonate gerne Studentinnen zur Küchenarbeit und als Serviertöchter. Hier braucht man sich seiner Leistung nicht zu schämen, — die jungen Mädels, die oft nur noch ein bis zwei Jahre vor ihrem „Abitur", der Reifeprüfung, stehen, freuen sich, auf diese Weise nützlich zu sein und sich überdies für den Winter und das Studium ein wenig Taschengeld zu verdienen. Die Leitung derartiger Gaststätten, Unterkunfts- und Auskunftsstellen besorgen Damen, die während der Sommermonate ohne Erwerb sind, im Winter aber durch Musik- oder Sprachunterricht sich erhalten oder Frauen, deren Männer allein nicht so viel Geld verdienen, um damit die ganze Familie ernähren zu können.

Auch im Eisenbahndienst finden in Finnland die Frauen Beschäftigung. Und es berührt uns ganz seltsam, wenn wir zu irgendeiner kleinen Bahnstation kommen, uns nach dem Bahnleiter erkundigen und nun an ein resolutes junges Mädchen gewiesen werden, das, die rote Tellermütze über ihr blondhaar gestülpt, die Dienstuniform in echt weiblicher Art durch einen weißen Spitzenkragen verschönt, den Zugsverkehr regelt, oft auch gleichzeitig die Kartenausgabe besorgt und überdies noch auf dem heimatlichen Gutshof mithilft, sobald sie dazu Zeit erübrigt.

Darum nimmt es auch nicht wunder, wenn die Zahnärztinnen erst um 10 Uhr morgens ihre Tätigkeit aufnehmen. Ihre Tätigkeit — den Patienten gegenüber. Vorher besorgen nämlich viele von ihnen ihren Haushalt, räumen die Wohnung auf, putzen die Instrumente, kochen und behelfen sich ganz ohne Mädchen. Erst wenn sich der Beruf zu lohnen beginnt, wird ein solches eingestellt.

*

Die finnische Frauenbewegung reicht in ihren Anfängen nun schon bald 100 Jahre zurück. Finnlands erste Schriftstellerin, Sara Wacklin, begann in ihren „Hundert Erinnerungen aus Osterbotten" (erschienen 1844) auf das bittere Los der Frauen hinzuweisen. Rief sie auch in ihren Büchern noch nach keinen Reformen, so ging sie umso rascher in der Praxis vor: mit einigen ihrer Zeitgenossinnen schuf sie die ersten Mädchenpensionate in Oulu, Turku und Helsinki. Den Plan eines Rettungsheimes für Frauen konnte sie allerdings noch nicht verwirklichen, — er erregte damals noch „Anstoß" und wurde — eben wegen seiner hohen Sittlichkeit — als unsittlich empfunden.

Dieser wackeren Frau folgten bald andere Geschlechtsgenossinnen nach — vor allem die Gattin des finnischen Nationaldichters Runeberg, Frau Frederika Runeberg, die besonders für das Recht der freien Arbeitswahl und Verbesserung der Stellung der Ehefrauen hinarbeitete. — Adelaide Ehrenvooth wieder stellte die Forderung auf, daß die Eltern verpflichtet seien, für die Erziehung und Berufsausbildung der Töchter genau so zu sorgen wie für die Söhne, ebenso wandte sie sich temperamentvoll gegen die berühmte „doppelte Moral" und verlangte unbedingte Gleichstellung zwischen Mann und Frau vor dem Gesetz.

In den Siebzigerjahren war es dann der Dichter Topelius, der die Frage aufwarf, ob man den Frauen nicht auch das Universitätsstudium gestatten solle. Minna Canth, die Unvergeßliche, veröffentlichte (1885) die erschütternden Berichte „Die Frau des Arbeiters". Mit Worten flammender Begeisterung suchte sie die geknechtete Frau aus den Fesseln der Männer zu befreien, zeigte das herrschende Elend und die bittere Armut der Arbeiterkreise auf und schilderte in ergreifender Weise das dauernde Martyrium der einfachen Frau, die immer nur ausgenützt wird, aber niemals zu eigenem Leben kommt.

Damit war der Grundstein für die Befreiung der Frauen gelegt: die Oeffentlichkeit war endlich aufmerksam geworden, die Frauen, die sich immer mehr zu Vereinen und Verbänden zusammenschlossen, gaben nicht nach und 1863 wurde tatsächlich das Gesetz über die Mündigkeit der Frau mit 25 Jahren und die Abschaffung der gesetzlichen Vertretung unverheirateter Frauen (die sich bisher selbständig und allein nicht ihre Angelegenheiten regeln durften) durchgebracht. 1878 kam es dann zum Gesetz des gleichen Erbrechtes zwischen Bruder und Schwester, fortan durfte die Frau nun über eigenes Einkommen und Eigentum verfügen, erhielt Stimmrecht in den Landgemeinden und — seit 1872 — auch in den städtischen Bezirken.

Die Erziehungsreform wurde durch einen Aufruf, den 1882 eine Anzahl Frauen der Stadt Kuopio verfaßten, eingeleitet. Man veranstaltete eine Sammlung zugunsten einer „Mischschule für Knaben und Mädchen", wodurch man den Mädchen den Besuch besserer Schultypen ermöglichte und erreichte 1891, daß Frauen ebenso wie die Männer ihr Studentenexamen ablegen durften.

Nun ging es rasch vorwärts: die finnischen Frauenvereine und die mit ihnen verbundenen Organisationen setzten allmählich durch: Mündigkeit und Eigentumsrecht der verheirateten Frau, Berechtigung zum Universitätsbesuch, politisches Stimmrecht, kommunale Wählbarkeit, Heraufsetzung der Heiratsgrenze auf über 15 Jahre. Ferner das Recht der Bekleidung von Lehrstellen, Abschaffung der Prostitution usf. Glaubte man 1904 und 1905 in den Landtagen noch jene Petitionen unerledigt lassen zu können, die vom Frauenrechtsverein Union und von den sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten eingebracht worden waren und das politische Stimmrecht der Frau forderten, so trat am 1. Oktober 1906, also knapp zwei Jahre später, doch bereits das Gesetz für allgemeines und gleiches Stimmrecht und Wählbarkeit für Frauen und Männer in Kraft. Damit wurde eine Reform zu Ende geführt, die in anderen Ländern jahrzehntelanger Kämpfe bedurfte, hier aber rasch ans Ziel kam.

*

Heute gibt es in Finnland sechs Staatslyzeen für Mädchen, 16 Mädchenmittelschulen, dreijährige Fortbildungsschulen, sieben Privat-Mädchenlyzeen und fünfzig auf die Universität vorbereitende private Mädchenschulen. Auffallend

---

Menschen sind ja immer etwas zum Teil von Menschen Geschaffenes und Gedachtes. Da sind die Tiere viel heiliger verwahrt. Verrannte kleine Person! Kinderherz ohne Stätte! Was ist das mit dem Käfichen, was ist das mit dem Schwesterchen? Würdest ja beides stehen und liegen lassen, wenn es dir einfiele!

Heim wollte sie nicht? Und dieses menschenfeindliche Licht, dieses eigene Blitzen, grünlich, nur im Dunkeln sichtbar ... vor ihm fuhr man fast zurück. Und die Kleine wäre gern weit von ihr fortgelaufen, hätte sie nur sichern Boden unter sich gefühlt. „Weißt du denn, wo wir hingehen?" fragte sie verzweifelt und hielt sich an beiden Handgelenken der Schwester, als sei sie, umgeben von Herbstwehel, jeden Augenblick in Gefahr, sie zu verlieren. Und dann zeigte sich's, daß dieses Kind, welches in der Welt nur wie in einem Flaumbett sich's behaglich machte und einen Abermittag lang brauchte, bis es unter der Decke glücklich einen Strumpf anzog, doch von allem, was sein Leben betraf, wohl unterrichtet war. „Die Mama", sagte es weinend, wie der plötzliche Regen, mittags in der Kutsche: „Die Mama! Warum bist du der Mama bös? Sie ist doch nur eine arme Witwe." Ach, wie sie das sagte, die Laura. Als habe sie ein altes Schleppkleid und einen Trauerhut dazu aus einem Schranke geholt, um ernst darin zu paradieren! „Sie ist auch nicht viel mehr als wir. Hat dir das nicht mit Fleiß getan, worüber du zürnst. Sie ist gar nicht böse. Zornig ist sie, schrecklich zornig. Ich weiß nicht, warum. Wenn sie könnte, würde sie nicht böse sein. Wenn du jetzt noch einmal durchbrennst, wenn wir zusammen fortgehen, kann sie nie mehr froh werden im Leben. Denn dann kommen die Verwandten über sie." Wie sich das Kind das vorstellte? Wohl wie bei den Ameisen...? „Und dann ist sie mutterseelenallein." Und dabei weinte das Laureli, komödienhaft und doch echt. Denn sie war nicht ganz sie selber im Augenblick. Der geheimnisvolle Reiz der Verführung, dieses gegen den Willen Mitgehenmüssen, dem sie sonst völlig verfallen war, schien ins UnGekehrte sich verwandelt zu haben. Und Grilli, ohne daß es sich äußerte, war es diesmal, das auch im Geist mit der Laura ging. Zwar unwillig und mißtrauisch, wie Kinder seiner Art das zu tun pflegen. Und es widerfuhr ihm das erste Mal, daß es auch einem andern etwas glaubte, daß es in die geheiligten Gehege der Gerechtigkeit geriet. Aber auf dem ganzen Wege blieb es stumm. Nur als ein Fuhrmann, dem sie bald unter die Räder geraten waren, die Kinder lieber auf den Wagen nahm, zeigte sich an ihm jene Behendigkeit wieder, jene quecklibrige, die es von der Kleinen so sehr unterschied. Aber wie geradert von dem Segeltuch des Lastwagens, welches anscheinend der undurchlässige Behälter einer Wasserlake geworden, so verdreckt und verwahrlost, daß sie es ohne Spiegel fühlen mußten und vor sich selber erschraken, stiegen sie im Dunkel, nach einer Stunde, unmittelbar vor der Stadt ab. Schlau wie die Mäuse, die entweichen wollen und doch nicht konnten!

(Fortsetzung folgt.)

Persönliche Erinnerungen an Ulrike von Levetzow

von Hermann Dahl.

„Waren Sie schon bei Ulrike von Levetzow?" Diese Frage wurde mir sehr bald gestellt, da ich als blutjunger, aber schon schreibender Mensch aus der transparenten Wiener Atmosphäre der 80er Jahre in ein stillverträumtes Städtchen an der Elbe kam.

Nein — ich konnte mich nicht recht entschließen, die alte Dame aufzusuchen, die am gegenüberliegenden Ufer der Elbe ein geheimnisvolles, von dem Glanz der Vergangenheit überschattetes, noch immer arbeitsreiches Leben führte. So mächtig es mich einerseits zu ihr hinzog — es muß ja noch, so meinte ich, ein Hauch von Goethes Wesen an ihr hängen geblieben sein. Seine Worte, seine leidenschaftliche Liebe muß eine Aureole der Geweihtheit, die mich lockte und vor der ich zurückbebte, um sie gewoben haben. Wäre es nicht wie ein Sakrileg, bei der Lebenden dem hohen Toten nachzuspüren, in sein feinstes Geheimnis einzudringen? Das Alter verwischt die Jugend nicht.

Dann aber eines Tages beliegte die Wißbegier doch das zage Herz und ich ließ mich in einem schmalen englischen Kahn ans andere Ufer rudern.

Ein kurzer Weg von dem Städtchen — (heutige Tschechoslowakei, damals hatte es noch rein deutsche Bevölkerung) — führte mich zu Ulrikes Gut Tschiblitz, ein Weg, auf dem die heimkehrenden Schulkinder sich darum rissen, mich zu der allseits verehrten Gutsherrin zu führen. Ein großer wohl abgeschlossener Park mit gepflegten Gängen und Bosketts, blumige Parterres unter ausgreifenden, schattenden, außerordentlich hohen Bäumen verrieten mir das Ziel. „Ah, da geht sie", riefen die Kinder und streckten ihre kleinen Zeigefinger nach einer hochgewachsenen, sich sehr geradehaltenden, alten Dame aus. Obwohl sie im eigenen Park spazierte, trug sie ein graufeidenes Volantkleid mit einem schwarzen Spitzentuch. Ein sogenannter Fagonhut mit breiten, von beiden Seiten herabfallenden gelben Seidenbändern bedeckte das noch immer braune Haar, das an den Schläfen in kurzen gedrehten Locken herabfiel. Jetzt umschlossen diese Löckchen ein blasses, aber festes, saftiges Gesicht mit einem Blick, dem man es anmerkte, daß er ans Herrschen gewöhnt war. Eine echte und rechte Schloß- und Gutsherrin. Ich grüßte außerhalb des Parks und sie dankte mit freundlich-höfischer Verbeugung und einem gewinnenden Lächeln. Dann schritt sie mit majestätischer Haltung über die Marmorstufen zur Terrasse hinauf! — Nun konnte ich mich regelrecht melden lassen. Auf mein Läuten kam ein Bediener mit kurzer Arbeitsjoppe und blanken Knöpfen, der meine Karte ihrer Bestimmung zuführen sollte. Fräulein von Levetzow empfing mich aufs freundlichste in ihrem goldleuchtenden sonnedurchfluteten Empirezimmer. Die Möbel, ähnlich der geflammten Birke, liefgolden mit girlandenartiger schwarzer Maserung — von denen einzelne Stücke nach ihrem Tode nach Weimar in das Haus — „Am Frauenplan" hingewandert sind — machen den vornehmsten und doch traulichsten Eindruck.

Sie sprach in jenem leicht singenden Ton, wie ihn die Deutschen in Böhmen durch das slawische Idiom fast alle mehr oder weniger annehmen. Gleich zeigte sie mir auf das bereitwilligste ihre Vitrinen, die mit Goetherelquien gefüllt waren. Eine große Anzahl Blätter mit getrockneten Grasmineen und anderen getrockneten Pflanzen. Besonders am Herzen lagen ihr die Albumblätter, die nicht nur Goethe wertvoll gemacht, auch ihre späteren

Helfen Sie uns,

das Frauenblatt noch mehr bekannt zu machen und ihm

neue Abonnenten

zu werben.

Wir sind Ihnen dankbar, wenn Sie diesen Abschnitt ausfüllen, ausschneiden und an unsere Administration Winterthur, Technikumstraße 83, einsenden wollten:

Senden Sie **Probenummern** des „Schweizer Frauenblatt“ an folgende Adressen, mit oder ohne Angabe meines Namens (das Erwünschte unterstreichen).

Adressen:

Unterschrift:

groß ist der Zuzug zur Universität und neben dem Arztberuf wird der der Turnlehrerinnen von Frauen besonders bevorzugt. Doch wenden sich die modernen Finninnen auch der Jurisprudenz zu, — sie dürfen sowohl Advokatinnen als auch Richterinnen werden — und inskribieren ebenfalls am Polytechnischen Institut.

Eingeschlossen in die internationalen Organisationen aller Frauenvereine nehmen die Frauen Finnlands nun an sämtlichen Problemen der Frauen in aller Welt überhaupt teil. Ihre Delegierten sind auf den Kongressen in allen Staaten der Erde zu sehen und können jedesmal durch ihre Referate beweisen, daß die finnische Frau ihrer vollständigen Befreiung und Gleichberechtigung mit dem Manne entgegengeht.

Zur Frage der Sterilisation.

Manche unserer Leser werden sich erinnern, daß letztes Frühjahr in unserem Blatte aus der Feder einer Aerztin orientierende Mitteilungen unter dem Titel „Die Sterilisierung in Wissenschaft und Praxis“ gemacht wurden. Es lag uns daran, daß zu einer Zeit, in der immer wieder und in allen Tagesblättern in Form von kleinen Notizen oder auch größeren Artikeln die Rede ist von Sterilisation, von Gesetzgebung darüber, von ihrer Anwendung zur Bekämpfung von Erbkrankheiten etc. etc., daß auch wir in unserem Blatte Aufschluß geben über diese Bestrebungen.

Leicht werden ja Worte, sobald sie im Gebiete der Politik oder auch umstrittener Sozialpolitik und damit in der Tagespresse verwendet werden, zu Schlagworten. Und dann deckt ihre Anwendung oft zum Teil recht verschiedene Begriffe.

Im oben erwähnten Artikel gab uns die Verfasserin damals die Darstellung des ärztlichen Eingriffes und grenzte scharf ab, was unter Sterilisation, der dauernden, nicht wieder aufhebbaren Unfruchtbarmachung zu verstehen sei. Wir haben seither immer wieder beobachtet, daß in der Tagespresse hauptsächlich die Frage dann erörtert wird, wenn es sich um Sterilisation aus eugenischen Gründen handelt, d. h. um Unfruchtbarmachung der sog. Erbkranken oder auch von Verbrechern, die mit Anlagen behaftet sind, die ihnen und ihrer Umgebung in sittlicher Beziehung zum Verhängnis geworden sind und wieder werden könnten.

Hauptsächlicher Anlaß zur häufigen Diskussion ist das in Deutschland neu in Kraft getretene „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“, über dessen Anwendung immer wieder kleine Notizen zu lesen sind. Es ist hier nicht der Ort, das Gute und Böse an diesem Gesetz zu beleuchten. Ein solches Gesetz wird je nach seiner Formulierung und vor allem nach der Gesinnung derer, denen die Anwendung des Gesetzes übergeben ist, tragbar oder auch äußerst verhängnisvoll sein.

In schweizerischen Fürsorgekreisen, speziell in Vereinigungen der Amormalen-Fürsorge wurde über diese Fragen und die Wünschbarkeit oder Ablehnung solcher Gesetzgebung für schweizerische Verhältnisse gründlich diskutiert. Wir behalten uns vor, später auf diese speziellen Fragen zurückzukommen.

Ab und zu wird aber in anderen Zusammenhängen die ganze Frage auf ein ganz anderes Gebiet verschoben. Das gleiche Wort, den gleichen Eingriff bezeichnend, führt zu Diskussionen, die abklären wollen, ob und wann der Eingriff sinnvoll sei, um die Verhältnisse einer Familie, einer Ehe, die Gesundheit von Ehefrauen, das seelische Gleichgewicht von Menschen, bei denen diese Frage nicht unter dem Gesichtspunkt der Eugenik eine Rolle spielt, in Frage kommen solle.

Aus dem Leserkreis ist uns seinerzeit eine Zuschrift zugekommen, in der sich die Schreibende aus vollster Ueberzeugung und ihre Motive aus religiösen Erwägungen begründend gegen jegliche Anwendung dieses Eingriffes stellte. Sie schilderte den bösen Ausgang nach dem Eingriff an Beispielen und den guten Ausgang bei gegensätzlicher Haltung. Wir zitieren aus der Zuschrift von A. S.:

„So kenne ich eine Mutter von zwei blühenden Kindern. Sie hatte zweimal Nierenentzündung, und der Arzt riet zur Sterilisation. Seit diese ausgeführt wurde, d. h. seit mehr als Jahresfrist, ist die Frau so erschüttert, mehr psychisch, als körperlich, daß sie fast immer liegt. Bis zur Operation war sie sehr aktiv, außerordentlich tapfer gegenüber schweren Schicksalsschlägen und lebte in glücklicher Ehe. Jetzt ist ihre innere Kraft derart gebrochen, daß sie nicht mehr wagt, das Leben mit seinen Aufgaben auf sich zu nehmen. — Eine andere Ehe, in der die Frau steril war, wurde trotz, oder vielleicht wegen gegenseitiger Liebe so zerrüttet, daß der Mann nach Jahren der Qual Selbstmord beging.“ Sodann:

„Es gibt übrigens arme Familien, die auch heute noch jedes Kind als einen Segen Gottes empfangen. Meist sind es Katholiken oder Gemeinschaftsleute. In einer dieser Familien ist der Mann Tagelöhner. Die Frau besorgt mit den größern der sieben Kinder neben der Haushaltung einen großen Garten. In äußerer Armut lebend, sind diese Menschen unerhört reich durch ihre Gottverbundenheit. Jedes ihrer Kinder ist wirklich ein Gottessegen, voller Anmut und Herzensreichtum. Sie leiden nie Mangel, denn die Gottheit ist immer bereit zu antworten auf die Geste unendlichen Vertrauens.“ Die zu schließenden Folgerungen wurden abschließend formuliert:

„Von welcher Seite wir auch an diese Frage herantreten, immer sehen wir, daß sie für jeden persönlich nur gelöst werden kann von seiner religiösen Einstellung aus. Wir nennen uns Christen. In Wahrheit kann nur ein Christ sein, wer eine heroische Einstellung hat dem Leben gegenüber. Ist zum Beispiel eine Frau leidend und kann sie eine Schwangerschaft nicht ertragen, so sollte es selbstverständlich sein, daß beide Ehegatten dies bejahend auf sich nehmen als einen gottgewollten Weg, und Enthaltsamkeit üben, bis die Frau wieder gesund ist. Dann würde sich ihre Liebe veredeln und sie würden innerlich freier und stärker werden. Wahrscheinlich erfüllten sie damit sinnvoll, was die Schicksalsführung von ihnen will.“

Wir möchten diese Meinungsäußerung unseren Lesern nicht vorenthalten, gibt sie doch vermutlich auch der Meinung anderer Gleichgesinnter damit Ausdruck. Aber wir glauben nicht, daß solche vereinzelte Beispiele, an denen die Wirkung vieler und mannigfacher Ursachen und Einflüsse nur sehr schwer auseinanderzusalten sind, ohne weiteres als richtunggebend angewandt werden können.

Und keinesfalls läßt sich in diesen Fragen, die wie kaum andere, die persönlichste Sphäre des Menschen berühren, eine für alle gültige Formel so einfach finden. Es ist mit dem „man sollte“ gar nichts getan, wenn es sich um subtilste, sorgsamste Beratung im Einzelfalle handeln muß. Da kann nur Einfühlung in den besonderen Fall und Einsicht in alle Zusammenhänge, liebevolles Eingehen auf alle in Frage stehenden Faktoren fähig zum richtigen Raten machen.

Wir erinnern in diesem Zusammenhang auch an die in unserer Nr. 43 veröffentlichte „Theologische Betrachtung zur Geburtenregelung“ von Pfr. D. Ed. Thurneysen, die von hoher Warte aus diese schwerwiegenden Fragen behandelte. —

Nur gründliche Kenntnis der Sachlage im Einzelfall, ebenso gründliche Fähigkeit zur Deutung seelischer Vorgänge im Menschen, zudem ein Wissen um die Zusammenhänge zwischen Körper und Seele des Menschen wird uns fähig machen, von Fall zu Fall um das wirklich richtige Tun und Lassen wissen zu können. —

Blick auf den Arbeitsmarkt.

Aus den stets aufschlußreichen Monatsrapporten des Frauenarbeitsamts von Stadt und Kanton Zürich veröffentlichen wir hier einen Teil der Statistik über den Monat Dezember 1934. Sie gibt uns Einblick in die heutigen Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt, die wohl in andern Städten z. Teil ähnlich liegen werden. Auffallend ist der hohe Anteil der Angestellten in Handel und Hotel- und Gastgewerbe bei den Stellesuchenden. Erst an dritter Stelle ist die Zahl der Industriearbeiterinnen. Nur rund ein Fünftel der Stellesuchenden ist zum Bezug der Arbeitslosenunterstützung berechtigt. Der Bericht meldet:

Am Stichtag (24. Dezember) wurden 1329 erwerbslose Frauen festgestellt. In dieser Zahl sind 521 Stellensuchende inbegriffen, die auswärtige Arbeit mit Aufgabe des bisherigen Wohnsitzes annehmen. Die Verteilung der Stellensuchenden auf die verschiedenen Berufsgruppen ergibt folgendes:

Landwirtschaft Gärtnerei	1	
Gewerbe	113	
Industrie	213	
Handel, Verwaltung und Verkauf	402	
Hotel- und Gastwirtschaftsgewerbe	284	
Freie und gelehrte Berufe	151	
Hauswirtschaft	165,	wovon ca. 2/3 nur für die Annahme von Tagesstellen in Betracht kommen.

Am Stichtag waren 239 Frauen berechtigt die Arbeitslosenversicherung zu beziehen (Vormonat 253). Als teilarbeitslos meldeten sich 218 Frauen (Vormonat 196).

Am 24. Dezember standen noch 81 Arbeitsplätze zur Vermittlung offen. Im Monat Dezember wurden 435 Stellen angemeldet und vom Vormonat 81 unerledigte Arbeitsangebote übertragen. Die Vermittlungen erhöhten sich zum Vormonat um 1/10. Bei einem Drittel der vermittelten Stellen handelt es sich um Arbeitsangebote von kurzer Dauer. Es gab somit, wie in andern Jahren im Monat Dezember, vermehrt Ausbilfsstellen zu besetzen.

Im Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe ist die Zahl der stellensuchenden Schneiderinnen etwas zurückgegangen; es sind aber immer noch einige Ausbildungstöchter als arbeitslos vorgemerkt. Die Zahl der gemeldeten Büglerinnen auf Weißwäsche hat sich zum Vormonat reduziert. Es sind noch Stellen frei für Modistinnen. Im Berichtsmonat haben einige Tapeziererinnen für dauernd Arbeit annehmen können.

Die Gruppe Textil weist einige Winderinnen und ältere Weberinnen auf, sowie Hilfsarbeiterinnen aus der Färberei.

Das Graphische Gewerbe führt Einlegerinnen, Papier- und Kartonnagearbeiterinnen auf. Vermittlungen konnten hauptsächlich für ungelernte Arbeiterinnen aus dem graphischen Gewerbe und für solche aus der Papierindustrie getätigt werden.

Aus der elektrotechnischen Industrie sind einige Arbeitslose notiert.

In der Gruppe Handel, Verwaltung und Verkauf sind zurzeit 390 Stellensuchende vorgemerkt (Vormonat 468).

- 4/12 sind Bürolistinnen, Sekretärinnen und Korrespondentinnen,
- 1/12 Buchhalterinnen,
- 6/12 angelernte Bürokräfte,
- 1/12 gelernte Verkäuferinnen,
- 1/12 angelernte Verkäuferinnen.

Die Vermittlungen für gelernte Verkäuferinnen, sowie gelernte und angelernte Handelskräfte sind angestiegen. Vielfach gab es Aushilfsstellen zu besetzen.

Hotel- und Gastwirtschaftsgewerbe. Die Zahl der Stellensuchenden hat sich zum Vormonat um 1/10 verringert. Es gab am Berichtstag weniger arbeitslose Köchinnen und Zimmermädchen. Die Vermittlungen betrafen Köchinnen, Küchenmädchen, Haus- und Officemädchen, Servierlöchter, Wäscherinnen und Glätterinnen, Zimmermädchen.

Die Abteilung der freien und gelehrten Berufe zählt arbeitslose Krankenschwestern und Kinderpflegerinnen und vereinzelt Masseusen, Kosmetikerinnen, Irrenpflegerinnen, Röntgenassistentinnen, Zahntechnikerinnen, Apothekerinnen, Musikerinnen, Schauspielerinnen, Zeichnerinnen, Kunstgewerblerinnen und Architektinnen.

In der Gruppe Hauswirtschaft sind eine höhere Anzahl Haushälterinnen eingeschrieben, ebenso viele Tagüberhilfen. Für diese beiden Kategorien von Personal gehen die Vakanzen spärlich ein. Die gut ausgebildeten Hausgehilfinnen konnten auch im Berichtsmonat wieder rasch Arbeit finden.

In der Gruppe Industrie ist sich die Zahl der Stellensuchenden zum Vormonat gleich geblieben. Es konnten gegenüber dem Monat November mehr Hilfskräfte aushilfsweise untergebracht werden.

Die Wasch- und Bubabteilung verfügte über 399 Aufträge. (Vormonat 385). Das Amt hofft durch vermehrte Propaganda für diese Abteilung mehr Arbeitsgelegenheiten gemeldet zu erhalten.

Von Kursen und Tagungen

Zürich. Vortragskurse von Anna Siemsen.

Zeitfragen und Lebensaufgaben.

1. Die Welt, in der wir leben. Dienstag 5. Februar: Unser klein gewordenes Europa. — Dienstag, 12. Februar: Irrwege und Wege der Technik. — Dienstag, 19. Februar: Die junge Generation.

2. Der Streit der Anschauungen. Freitag, 8. Februar: Mensch und Gemeinschaft (Individualismus und Kollektivismus). — Freitag, 15. Februar: Rassenglaube und Humanität. — Freitag, 22. Februar: Gewaltglaube und Rechtsidee.

Die Vorträge finden statt im Sitzungszimmer des Restaurants „Karl der Große“, Untere Kirchgasse. Sie beginnen punkt 20 Uhr und schließen um 22 Uhr. An jeden Vortrag schließt sich eine Diskussion an.

Preis des dreiabendlichen Kurses Fr. 3.—. Einzelvortrag Fr. 1.—. Vorverkauf bei Kägi, Zürich 8, Karl Stauffersstraße 7.

Kleine Rundschau

Sport.

Aus New York wurde am 13. Januar gemeldet: Miß Earhart, die einzige Frau, die den Atlantischen Ozean überflogen hat, hat nun auch allein an Bord ihres Flugzeuges die Strecke Honolulu-Oakland in 17 Stunden 50 Minuten zurückgelegt. Die Fliegerin erklärte nach ihrer Landung in Oakland, daß der Flug vollkommen normal vor sich gegangen sei; sie sei so begeistert und glücklich gewesen, daß sie vergessen habe, an dem mitgenommenen Mundvorrat auch nur zu rühren. Miß Earhart hatte einen Radioapparat an Bord und konnte während des Fluges eine kurze Botschaft und Musik anhören.

Die Strecke Honolulu-San Francisco ist bisher noch von keinem Flieger bewältigt worden. Neun Piloten kamen bisher bei dem Versuch ums Leben. Kurz vor dem Abflug hatte das Marineministerium noch vergebliche Versuche unternommen, das tollkühne Unternehmen zu verhindern, da die Nachforschungen nach auf der Strecke verunglückten Fliegern jedesmal viel tausend Dollar gekostet haben.

Der weibliche Chauffeur.

Ein Autodroschkenbesitzer in Chicago hat seine Erfahrungen mit Chauffeuren veröffentlicht, aus denen hervorgeht, daß der weibliche Chauffeur dem männlichen vorzuziehen sei. Einen seiner Wagen ließ er drei Jahre von einem Mann, drei Jahre von einer Frau steuern. Dabei hatte er in den ersten drei Jahren rund 3280 Dollars Reparaturkosten und Schadenersatzansprüche zu zahlen, in den letzten drei Jahren nur etwa 800 Dollars, meistens für Reparatur. Er hat nun zehn weibliche Chauffeure angestellt.

Ein seltener Frauenberuf.

Seit 35 Jahren übt Miß Agnes Harrison den Beruf einer Leuchtturmwärterin auf Long Island aus. Sie ist wohl die einsamste Frau der Welt, ist aber mit ihrem Amt sehr zufrieden und hofft bestimmt darauf, eine 40jährige Dienstzeit zu erreichen.

Erbhofbäuerinnen.

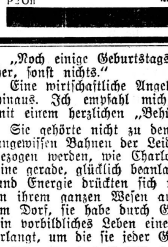
Das Sprichwort „Kein Gesetz ohne Ausnahme“ fällt einem ein, wenn man in mancherlei kleinen Notizen zu lesen bekommt, was ab und zu seit Inkrafttreten der neuen Erbhofgesetzgebung an Ausnahmen gemeldet wird. So ist kürzlich einer Bäuerin die Eigenschaft des „Erbhofbauern“ verliehen worden, weil sie durch ihre Umsicht und Arbeitskraft den Hof in Ordnung hält, und heute lesen wir aus Hannover:

„Zum ersten Mal ist eine ledige Frau Erbhofbäuerin geworden. Das Erbhofgericht Celle, entschied, daß die 25jährige Berta Baumgart in Ranzen, Kreis Oslan, auf dem elterlichen Hof als Erbhofbäuerin eingetragen wird. Durch eigene Tüchtigkeit hat die 25jährige den heruntergewirtschafteten Bauernhof wieder etwas hochgebracht. Das Erbhofgericht stellte jedoch die Bedingung, daß der minderjährige Sohn der verheirateten Schwester bei seiner Großjährigkeit Erbhofbauer wird.“

Nun ist also diese 25jährige und offenbar sehr tüchtige junge Bäuerin verantwortlich für ihren Hof. Warum aber, so erlauben wir uns zu fragen, muß sie ihn später dem noch minderjährigen Neffen abtreten, statt den Hof für allfällige eigene Kinder bewirtschaften zu dürfen? Oh Gesetz, deine Wege sind dunkel!

Versammlungs-Anzeiger

Basel: Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung, 28. Januar, 20 Uhr, im kleinen Gemeindesaal des Bischofshof: Generalversammlung. Nach den Vereinsgeschäften Referat von Frau Dr. A. Leuch:



Verehrer und Bewerber wie Hermann Rollet, Paul Wilhelm Ebers und vor allem Theodor Mundt, der seiner verzichtenden Liebe und seiner Verehrung hier ein Denkmal gesetzt hat.

Mit der Unbedenklichkeit der Jugend wagte ich die Frage: „Und niemals haben Sie Ihr Zögern bereut? Schon ein paar Jahre die geistigen Strahlen eines solchen Mannes wie Goethe zu genießen, denke ich mir höchsten Gewinn.“

Sie aber schüttelte den würdevollen Greisinnenkopf und antwortete mit einem festen: „Nein. Ich habe mein Verhalten nie bereut. Der Altersunterschied war allzugroß und er hat mich im Grunde genommen nicht gebraucht. Wäre er allein dagestanden, so wäre ich zu ihm gegangen. Er aber hatte seinen Sohn und seine Schwiegertochter. Zwei Frauen in einem Haushalt, das tut nicht gut, und wie ich später erfahren habe, sollen beide — Sohn und Schwiegersohn den alten Mann unerhört beschimpft haben weil sie um die Erbschaft zitterten“. Eine kleine besinnliche Pause entstand. Ich dachte, „Wenn sie die zehn Jahre seines verrinnenden Lebens um ihn gewesen wäre, wie hätte sie ihn beglückt“. Sie als Gedankenleserin aber nahm wieder lächelnd in der singenden Melodik ihrer Sprache das Wort: „Es wäre dem alten Goethe wahrscheinlich wie den Troubadours im Mittelalter ergangen, die nichts mehr fürchteten als erhört zu werden.“ Sie lachte, die Neunzigjährige, in Erinnerung der Jugend: „Mir war er ein väterlicher Freund, mit dem ich stundenlang in den schönen Wäldern von Marienbad wanderte. Wir haben Steine und Gräser gesucht und er belehrte mich, daß ich es schließlich lernte, das unscheinbarste Hälmchen zu beachten. Oft fand ich in einem Versteck eine Tafel Schokolade als zartsinnige Ueberraschung, denn auch darin war er Meister. Geben, helfen, überraschen, erfreuen — das war sein größtes Vergnügen — und er tat es so vornehm und heimlich, daß die Leute, die ihm nicht nahe kamen, ihn kalt und egoistisch schelten.“

Ihre Gedanken schweiften. „Es hätte mich ja sehr glücklich gemacht“, hob sie dann wieder an, „wenn er mein Vater geworden wäre. Die Mutter schwankte damals noch, den Grafen Klebelsberg zu heiraten, denn er war kränklich. So wäre ich doch sein „Töchterchen“ geblieben. Ich wußte anfangs rein gar nichts von ihm, als daß er ein Dichter ist, aber er wollte ja gerade um seiner selbstwillen geliebt werden. Seine Augen waren so jung — er hat wie ein Fünfziger ausgesehen, und er konnte so herzlich lachen und scherzen, daß alle Ehrfurcht verflogen ist in seiner Nähe. Und zärtlich war sein Gemüt,“ fuhr sie fort, „so zärtlich. Oft küßte er meine Hände, obwohl ich doch nur ein so unbedeutender Fratz war. Auch auf den Nacken hat er seine schmalgewordenen Lippen gedrückt — und erst zum Abschied hat er mich auf den Mund geküßt“. Sie blickte einen Augenblick vor sich hin, hinein in ihr Herz. Dann sagte sie: „Sein Genie war mit der schönsten Güte gepaart. Sonst hätte ich wohl nicht so zutraulich mit ihm verkehren können. Er hat mir Bücher und Schriften von sich gebracht, und wenn er fragte: „Hat mein liebes Kind etwas in mir geblättert?“, mußte ich fast immer den Kopf schütteln — ich war ja von früh an schon auf das Praktische eingestellt — aber er hat es mir nicht übel genommen. Er nannte mich seinen „Liebling“, und ich mußte immer neben ihm sitzen ... Sein Geburtstag war ein unvergeßlicher Gedenktag. Wir fuhren alle nach Eger und speisten dort als seine Gäste. Auf der Rückfahrt hat er mir meine neuen Handschuhe entwendet und nie wieder zurückgegeben. — Eine schlichte Liebesgeschichte, nicht wahr?“ unterbrach sie sich plötzlich mit einem kleinen Zucken der Mundwinkel.

„Dennoch haben Sie wohl begreiflicher Weise keinem anderen Mann mehr einen Raum in Ihrem Herzen gegönnt?“

„Sie meinen, weil ich ledig geblieben bin — nein — auch diese Illusion muß ich zerstören. Fast unmittelbar nach der Trennung von Goethe heiratete meine Mutter den Grafen von Klebelsberg, dem dieses große Gut hier gehört hat, und so übersiedelte sie mit ihren drei Töchtern hierher nach Tschiblitz. Meine dritte Schwester heiratete den General von Rauch und schenkte in Potsdam zwei Knaben das Leben. Nach einigen Jahren kurzen Glücks starb sie, und so kamen die Kinder zur Großmutter, die indessen auch zum zweiten mal Witwe geworden war und zu mir, ihrer Tante. Sie wurden mein Lebenswerk, das mich vollauf befriedigt hat. Als sie herangewachsen waren, nahm ich nach dem Tode der Mutter, die mir die alleinige Bewirtschaftung des Gutes hinterließ, meine Enkelnichte Luise zu mir auf das Gut, und die ist bis heutigen Tages meine treue Stütze!“

„Und mit Ihrem großen Freunde gab es kein Wiedersehen mehr?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Noch einige Geburtstagswünsche flogen hin und her, sonst nichts.“

Eine wirtschaftliche Angelegenheit rief die Herrin hinaus. Ich empfahl mich, und sie entließ mich mit einem herzlichen „Behüt Sie Gott“.

Sie gehörte nicht zu den Naturen, die von den ungewissen Bahnen der Leidenschaft labyrinthisch angezogen werden, wie Charlotte von Stein, sie war eine gerade, glücklich beanlagte Pflichtnatur. Frische und Energie drückten sich trotz ihres hohen Alters in ihrem ganzen Wesen aus, und man sagte mir im Dorf, sie habe durch Güte, Zielbewußtsein und ein vorbildliches Leben eine Gewalt über die Leute erlangt, um die sie jeder Gutsherr beneiden könnte.

Ich nahm das Gefühl eines großen Erlebens mit mir — eines Erlebens, das mich ganz unwahrscheinlich dünkte, gleichsam als ob ein Toter seine Hand aus dem Grabe nach mir ausgestreckt hätte — und welch ein Toter! —

Als Ulrike von Levetzow auf ihrem einsamen Gute starb, war sie 96 Jahre alt. Die wertvollsten Goethe-Reliquien wurden von den Erben dem Goethehaus in Weimar und dem Stadtmuseum in Aussig gewidmet. Eine Gedenktafel hat ihre Nachfolgerin pietätvoll gestiftet und am Schloß anbringen lassen.

Ulrike von Levetzow

„Und im Anschauen solches einzig Schönen
Verfließe gleich der Quell sehnsüchtiger Tränen.“
Goethe.

Allerlei Wünsche aus dem Schweizervolk (Aus den Verhandlungen der Neuen Helvetischen Gesellschaft über die Frage der Revision der Bundesverfassung).

Zürich: 21. Januar, 20 Uhr, im Saal der Zürcher Frauenzentrale, Schanzengraben 29: Oeffentlicher Vortrag von Dr. Rosa Schudel-Benz über: Bilder aus der Verfassungsgeschichte der Schweiz (Ein Beitrag zur Entwicklung unserer Demokratie). Veranstalter: Verein für Frauenstimmrecht Zürich, Kant. Zürch. Bund für Frauenstimmrecht, Zürcher Frauenzentrale, Schweiz. Verband der Akademikerinnen, Sektion Zürich.

Winterthur: Verband Frauenhilfe. Mütterabende in:
Deutweg: 22. Januar, 20 Uhr, Kindergarten.
Veltheim: 24. Januar, 20 Uhr, Schulhaus;
Seen: 31. Januar, 20 Uhr, Schulhaus;
Vortrag von Frau Pfr. Spahn, Töß: „Die Frau als Kameradin des Mannes".

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25, Telephon 32,203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Schweiz. Frauenfachschule in Zürich

Die Schule umfaßt folgende Abteilungen:

1. **Berufslehre:**
Damenschneiderin, Lehrzeit 3 Jahre; Weißnäherin, Lehrzeit 2½ Jahre; Mäntel- u. Kostümschneiderin, Lehrzeit 2½ Jahre. Am Schluß mit obligatorischer Lehrabschlußprüfung. In allen Abteilungen Lehrwerkstätten mit Kundenarbeit (4 Werkstätten für Damenschneiderei, 4 für Weißnähen, 1 für Jacken und Mäntel). Neben dem praktischen Unterricht auch theoretische Fächer. Anmeldungen sind bis 1. März einzusenden.

2. **Fortbildungskurse für Meisterinnen und Arbeiterinnen.**

3. **Kurse für den Hausbedarf:**
Weißnähen, Kleidermachen, Stricken und Häkeln, Flicken, Anfertigen von Knabenkleidern.

4. **Vorbereitung auf den Kant. Zürch. Arbeitslehrerinnenkurs:**
Sonderabteilung 3 Jahre. Vollständige Berufslehre als Weißnäherin mit Kursen in Kleidermachen, Stricken und Häkeln und Besuch von theoretischem Unterricht an der Töchterschule Zürich. Anmeldungen mit Sekundar- und Arbeitsschulzeugnissen bis 31. Januar an die Frauenfachschule einsenden. — Außerdem können auch die unter 1 und 3 genannten Ausbildungsgelegenheiten als Vorbereitung besucht werden. Alle Arten der Vorbereitung dispensieren jedoch nicht von der Ablegung der Aufnahmeprüfung für den Arbeitslehrerinnenkurs.

5. **Ausbildung als Fachlehrerin**
in einem der unter 1 erwähnten Berufe oder zur Weiterbildung von bereits im Amte stehenden Lehrerinnen.

6. **Fortbildungsklasse**
in Verbindung mit der Haushaltungsschule Zürich zur Absolvierung des obligatorischen hauswirtschaftl. Unterrichts, mit Einschluß von nicht vorgeschriebenen Fächern zu einem geschlossenen Ausbildungsjahr für schulentlassene Töchter. Anmeldungen bis 15. März an die Frauenfachschule.

Gefl. Prospekte mit Anmeldeformular verlangen.

Zürich 8, den 5. Januar 1935.
Kreuzstr. 68, Tel. 21.076.

P 5064 Z **Die Direktion.**

Kennicott F 7
Das Herz ist wach
Buchhandlung A. Blümel
Zürich Rämistr. 29

Bücherfreunden empfiehlt sich
Wilh. Aug. Müller Buchhandl. u. Antiquar.
Schützenmattstr. 1, I. Stock, Basel.
P 7878 Q

Heim für schwererziehbare und geistig zurückgebliebene Mädchen
HAUSHALTUNGS-SCHULE ST. STEPHAN IM SIMMENTAL
Heilpädagog. Leitung. Telephon Nr. 2. Prospekte. Referenzen. 8342

Erholungsheim „STOCKENWEID"
Gepflegtes, warmes Haus, I. Küche und Diätküche. Sonne, Skigelände. Winterkuren.
Prospekte durch **Frau Dr. Lucci, Feld-Meilen.** P150Z

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bahnhofplatz 7, Tel. 33.136
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Blumenaustr. 38, Tel. 3340
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080
P 1647 G

Eine Auswahl guter, alkoholfreier Wirtschaften u. Gasthöfe

Basel P 1490 Q
Batterie
Alkoholfreies Café
beim Wasserturm
Schönste Rundsicht Basels
Tel. 21.438 **A. & H. Keuerleber**

Basel **Tea-Room Turmhaus**
am Aeschenplatz
A. & H. Keuerleber
Heller, hoher Raum
Gepflegter Service
Telephon 40.866
P 1490 Q

Bern **Daheim** Alkoholfreies Restaurant
Schöne Hotelzimmer - Zeughausgasse 31
P 1245 Y Tel. 24.929

Dieses Zeichen bürgt für Schweizerware

Schweizerware kaufen, heisst Arbeit schaffen

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften
Der neue Kurs für Vorsteherinnen von alkoholfreien Gemeindestuben und Gemeindehäusern
beginnt Anfang Mai 1935 P5110Z
Prospekte, die nähere Bestimmungen über diesen Frauenberuf enthalten, können durch das Hauptbüro des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften, **Gotthardstraße 21, Zürich 2,** bezogen werden.

Pension Jolimont **Bern**
Reichenbachstraße 39, Telephon 32.202
Neu renoviert, in ruhiger, prächtiger Lage. Freundliches Heim für alleinstehende Damen, Töchter sowie Feriengäste.
Pensionspreis Fr. 6.- bis Fr. 10.-. P 2636 Y
Höflich empfehlen sich **Frl. Lüscher und Arni.**

Kindergärtnerinnenkurs
mit staatl. Diplom-Prüfung.
Beginn am 20. April 1935.
P 12265 Ch
Frauenschule Klosters

Wer nicht inseriert wird vergessen

Berücksichtigt beim Einkauf die Inserenten dieses Blattes

Verkaufsmagazine in:

Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern

MIGROS

Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

29-1

Psychologische Fehler

Daß in Fachkommissionen hie und da die Besorgnis der Unterbringung einer übergroßen Ernte den Stoßseufzer hervorquetscht: „Wenn nur die Ernte kleiner würde und ein „erlösendes" Hagelwetter dazwischen führe!" ist zur Not begreiflich. Daß aber in Zeitungen und am letzten Sonntag in der „Bäuerlichen Stunde" im Radio („Der Obstbauer am Scheideweg") eine große Ernte geradezu als Bauernplage behandelt und auf künftig kleinere Ernten gehofft wird, ist eine fürchterliche Verkennung menschlichen Wesens und Empfindens. Jeder Leser und Hörer wird solche Klagen und Hoffnungen als widersinnig, der Natur ins Gesicht schlagend empfinden. Wir behaupten auch, daß der Bodenbebauer selbst solche, man möchte sagen sündhaften Wünsche nicht über die Lippen bringt, wenn er im Herzen in momentanem Unmut über die Absatzschwierigkeiten auch einmal so denken mag.

Es gibt Dinge, die man nicht sagt. Abgesehen davon glauben wir aber, daß es den Mut braucht, den Segen zu begrüßen und auch für den „Verwalter" oder Bauernführer den Mut, mit gestellten schweren Aufgaben fertig zu werden.

Man muß sich klar sein, daß das Quantum Obst und Gemüse, das auf den Markt kommt und durch den offiziellen Handel vermittelt wird, ein **kleiner** Teil der Produktion ist. Die Selbstversorgung nimmt den weitaus größten Teil auf. Bei Eiern werden bei einer Produktion von 450 Millionen nur etwa **10% offiziell** an den Handel abgeliefert. Es handelt sich bei all diesen Absatzproblemen um die

Unterbringung des Ueberschusses.

Der Obst- oder Gemüsesegen kommt also in erster Linie den Bauernfamilien, ihren Nachbarn und ihren Verwandten zu gut; Kinder und Erwachsene, aber auch die Küchen haben für ein Jahr viel und gutes Obst, und das ist viel wert. Aber auch die Verwertung der Ueberschüsse war angesichts deren Größe und abgesehen von den Schwemmepreisen, die sehr niedrig waren, keine schlechte. Auch die große Kirschenernte ist anerkanntermaßen verhältnismäßig elegant placiert worden.

Wir meinen also, daß man sich hüten muß, das Problem der übergroßen Ernten nur vom **merkantilen** Standpunkt aus zu betrachten; die menschliche Seite ist weitaus wichtiger. Noch mehr muß man sich aber hüten, so widernatürliche Ansichten ins Volk hinauszutragen.

Es gibt Leute mit sehr natürlichem, erdverbundenem Empfinden, die es friert, wenn man so redet oder schreibt.

Nichts ist den behördlichen, genossenschaftlichen und verbändlichen Agrikulturellen so sehr zu empfehlen wie der tiefe Respekt vor der Natur, deren Gesetzen sie in Worten, in Zeitungsartikeln oder auch in ihren Vorschriften, die z. B. in die natürliche Verwendung (Butterproblem) und die natürliche Preisgestaltung (saisonmäßige, natürliche Preiskurve) eingreifen, ehrfurchtsvoll Rechnung tragen sollten. „Nüt für unguet!"

Butterfrage

Wie wir inoffiziell vernehmen, kommt nun die langerstrittene

verbilligte, eingesottene Butter

und zwar voraussichtlich auf der Basis von ca. Fr. 3.50 das Kilo eingesottene Butter.

Im „Genossenschaftlichen Volksblatt" vom 28. September 1933 stand in einem Artikel, betitelt „Zur Butterfrage", der folgende schöne Satz:

„.... Diese Frage der verbilligten Abgabe von eingesottener Butter, die von geschäftlich interessierter Seite immer und immer wieder unter der Vorgabe der Vertretung der Konsumenten-Interessen, im Grunde genommen aber aus selbstsüchtigen Motiven propagiert wird, scheint deshalb in der vorgeschlagenen Weise nicht wohl möglich..."

Ich beabsichtigte, gerichtlich gegen diese Schmähung und Verdächtigung vorzugehen. Nachdem aber der h. Bundesrat die Lösung des Butterproblems durch Verbilligung der eingesottenen Butter zur seinigen gemacht hat, fühle ich mich genügend rehabilitiert und verzichte auf gerichtliche Feststellungen. Wir weisen nur noch darauf hin, daß der Verband Schweiz. Konsumvereine nie Veranlassung nahm, vor Erlaß des Butterbeimischungs-Ediktes gegen diese konsumentenfeindliche Maßnahme, die die billigsten Speisefette um ca. 25% verteuert, zu protestieren.

Ebensowenig wehrte sich der Verband Schweiz. Konsumvereine gegen die Einfuhr-Drosselung für Oel, solange sie bestand, d. h. bis Mitte Dezember. Das war Verrat am Konsumenten!

Eier - Migros-Spezialität

Migros-Ei im Preis **wie einst im Mai!**

10 Rp. per **Stück** (Imp.-Ei) (Schachtel zu 10 Stück Fr. 1.—)

Dabei nimmt die Migros wohlverstanden an Inlandeiern alles zum guten Preis von zurzeit 14 Rp. das Stück auf, was von den Eiergenossenschaften zugeteilt wird.

Nie ein faules Ei in neun Jahren!

Es scheint unglaublich, aber diese Feststellung von Migroskunden ist nicht selten. — Da zeigt sich die Zuverlässigkeit bei der Durchleuchtung und dem Ausscheiden jedes nicht mehr widerstandsfähigen Eies. Aber auch: der schnellaufende Verteilungsapparat der Migros kommt zur schönsten Auswirkung bei rasch verderblichen Produkten wie Eier, Rahm, Butter, Joghurt.

Daher kauft die gleitige Hausfrau bei der gleitigen Migros. Ein Grundsatz, den wohl nur die MIGROS hat:

Immer und seit jeher nur Frischeier und keine Kühlhauseier.

Kühlhauseier sind im allgemeinen ein halbes Jahr alt!

Joghurt

Jetzt im Winter ist Joghurt doppelt und dreifach zu empfehlen. Man sitzt den ganzen Tag in der Zimmerluft, da ist Erfrischung der Därme und Erneuerung der Säfte nötig!

Der **„GLYCO-PEPTO"-JOGHURT** der Migros ist zudem eine Delikatesse.

Nature **15** Rp. das Glas
(200 g netto + 10 Rp. Glasdepot)

Aehnliches könne man vom

Süßmost-

genuß im Winter sagen. Feiner **Obstsaft** ist gesund und dieses Jahr dazu sehr billig.

Süßmost kommt im Nährgehalt der Milch gleich. Er ist ebensogut eine Nahrung wie ein Getränk!

Wir haben dieses Jahr auch eine sehr gute Qualität.

Die ganze Flasche (offen) **25 Rp.**
(1 Liter (offen) = 35½ Rp.)
(Flaschendepot 25 Rp. extra)

Ein

Qualitäts-Produkt

ist unser

Kakao-Pulver

das ganz besonders auch **Hotels** und **Restaurants** empfohlen sei.

Die **prächtige Farbe** — ihre Erzielung ist ein Fabrikationsgeheimnis — erfreut das Auge nicht minder als der kräftig aromatische Geschmack den Gaumen!

500 g 62½ Rp. (400 g-Paket 50 Rp.)

„Eimalzin"

Daß dieses einzigartige natürliche Nähr- und Kräftigungsmittel sozusagen **ohne Reklame** im letzten Jahr immer mehr begeisterte Verbraucher fand, ist ein Zeichen für seine

hohen gesundheitsfördernden Eigenschaften.

Wenn man bedenkt, wie andere Fabrikate mit hochtönenden Markennamen fortwährend eine gewaltige Reklame machen müssen, können Sie ermessen, wie

vorzüglich ein Produkt sein muß, das in aller Stille vorwärtsschreitet.

„Eimalzin" ist auch in seinen geschmacklichen Eigenschaften

einzig dastehend.

Jetzt im Winter würde auch Ihnen eine „Eimalzin"-Kur gut tun, **selbst auf die Gefahr hin, daß Sie nachher nicht mehr von diesem köstlichen Getränk lassen können!**

Ganz besonders auch für Kinder in raschem Wachstum empfohlen.

Sie wissen, daß die Migros nur empfiehlt, was sie von Herzen empfehlen kann!

500 g netto Büchse **Fr. 1.80**
(Verkaufspreis Fr. 2.— mit 20 Rp. Bareinlage)

Abschläge vom 10. Januar:

***Cervelats** große	per Paar	**35** Rp.
***Ia Kochspeck,** ohne Rippen / ***ff Rippli,** geräuchert	per ½ kg	Fr. **1.45**
***Wienerli**	per Paar	**25** Rp.
***Ia Berner Delikateß-Zungenwurst**	per kg	Fr. **3.45**
***ff Echte Waadtländer Saucisson**	per ½ kg	Fr. **2.—**
***Schinken** kein Luxus mehr!	100 g	**40** Rp.

Neue Abschläge:

***Schweizer Salametti**	100 g	**40 Rp.**
***ff Mettwurst**	per Stück	**40** Rp.

Ia getrüffelte **Gänseleber**
Dose 120 g brutto **Fr. 1.—**

Billige Streichleber-Pains
(Pâté de foie, pur porc) per Büchse **30** Rp.

NEU! NEU!
***Tomato-Catsup**
Echt englische Tomatensauce
per Flasche Fr. **1.-**

	¹/₁ Büchse
Verbilligte **Erbsen** 1933 er	**70** Rp.
Erbsen, 1934er	
* mittelfein II	85 Rp.
mittelfein I	95 Rp.
fein	Fr. 1.20
mit Karotten, mittelfein	90 Rp.
* mit Karotten, fein	Fr. 1.20
* Verbilligte **Bohnen** *1934 er*	**75** Rp.
Bohnen: mittelfein	95 Rp.
* fein	Fr. 1.25

* Nur in den Verkaufsmagazinen erhältlich!

Unsern verehrten Kunden zur Kenntnis, daß wir das
erstklassige Speiseöl „Amphora"
und das
vorzügliche Olivenöl „Santa Sabina"
wieder regelmäßig führen.

Hauswirtschaft und Erziehung.

Was ist der Trotz? Wie begegnen wir ihm?

Von E. Kürsteiner-Fischer.

Wir freuen uns an unserm herzigen, lieben zweijährigen Büblein. Und eines Tages, wenn wir mit ihm in einem Laden sind, bekommt er ein Guezli und steckt es ein. „Wie sagt man?“ Es erfolgt nichts. Wir bugen uns zu dem Kind: „Sag danke!“ — Nichts. — „Dann mußt du das Guezi wieder geben.“ — Der Kleine gibt es her, ohne weiteres. Nur nicht danken, lieber verzichten.

Das ist ein erster Trotzanfall. Jede Mutter kennt die Szene, die in Wirklichkeit nur viel ausführlicher vor sich geht. Sie wird sich wiederholen. Und mit keiner „Liebe und Gewalt“, wie man zu sagen pflegt, läßt sich der Kleine zwingen. — Eine geliebte Tante wird nicht begrüßt, eine Speise verweigert, die zu den bevorzugten gehörte. Bitten versagen. Aber mit der Gewalt wird alles noch viel ärger. Mutter und Kind können todmüde werden in solchen Auftritten, siegen werden beide nicht. Sieger bleibt allein der Trotz.

Was geschieht nun da, was ist der Trotz? Warum sind nur intelligente Kinder wahrhaft trotzig? Was will der Trotz?

Das Kind war in seinen ersten Monaten ein reines Geschöpf der Natur. Es lebte, wie Tier und Pflanze. Wenn es beginnt „Ich“ zu sagen, so beginnt das Leben seiner Seele. Dieses aber ist nicht denkbar nach klaren physiologischen Gesetzen. Das Metaphysische beginnt. Die Seele, die verankagt ist zu starkem, eigenem Leben, die lebt von den Spannungen, die sie in sich trägt. Sie enthält das Dunkle und das Helle, das Negative und das Positive, das Nein und das Ja. Es ist die dunkle Macht in der Seele, die sich im Trotz erhebt. Es ist die Macht, die Spannung schaffen will zwischen zwei Polen, also Leben. Daraus sehen wir, daß wir einen Wert vor uns haben, den wir nicht zerstören dürfen. Es ist nicht möglich, den Trotz zu brechen, ohne mit ihm das Leben zu treffen. Wir können höchstens durch Gewalt seine Aeußerungen unterdrücken. Der Trotz wird aber noch gefährlicher, wenn er im Dunkeln wirkt. Er schafft Leid, als Gegenpol zum Glück, zum Wohlsein. Denn am Leid wächst eine Seele. — Aber der Trotz, der aus einer Grundtiefe kommt, ist Vertreter der dunklen Macht. Er ist ein blinder Trieb, und blindwütend wirkt er. Lassen wir ihn groß werden, so wuchert er wild und zerstört. Es ist Sinn der Erziehung, den Trieben Richtung und Zügelung zu geben, wie einem Pferd. Auch das Pferd, das durchgeht, ungezügelt und ungeschult, bringt sich selber und andern nur Verderben.

Wir wollen den Trotz lenken. Weglenken von dem Schaden, einem Ziel zulenken. Das Ziel ist letzten Endes die innere Harmonie des Menschen. Aber für einen Zweijährigen ist dies Ziel noch sehr weit entfernt. Doch wird ein Mittel von jetzt an seiner Lebtag das Wichtigste bleiben: die Arbeit. — Wenn ich den Trotz bei einem Kind erkenne, dann ist es stets „im Anfall“. Und wie ein Chirurg weiß ich, daß ich jetzt nicht mit dem Messer eingreife. Das spare ich für nachher. Jetzt heile ich „die Entzündung“. Mein Bübchen gab im Laden sein Guezi zurück. Schön. Es soll dabei bleiben. Trotzdem ich mich vor den fremden Leuten schäme, verlasse ich ruhig mit dem Kind den Laden. Das verlorne Guezi tut den Dienst der Strafe, ich sage nur, daß ich ihm erst wieder mitnehmen könne, wenn er ein großer Bub sei. Auch dies Wort arbeitet in ihm. Es ist Ansporn und zugleich Trost. Denn er hat ein sehr schlechtes Gewissen und ist froh, die Aussicht zu haben, etwas gutmachen zu können.

Wir aber wissen, daß es nun Aufgaben sind, die der Kleine erfüllen kann. Er hat Kräfte. Sie stammen aus seiner Tiefe und wollen etwas tun. „Pouvoir c'est vouloir“, sagte einst ein kluger Franzose. So suchen wir Aufgaben. Wir verlangen Leistungen: Zeichnen, Bauen, Aufräumen, etwas holen, etwas Schweres tragen, etc.

Das ist Heilung. Wir werden dafür zu sorgen haben, daß die Aufgaben wachsen mit unserm Kind und daß es ihm nie an unserm Vertrauen fehlt. „Das kannst du!“ muß es stets heißen, nie: „Das kannst du doch nicht.“. Dies Wort, ein oft gehörtes, weckt oft ein: „Nun gerade zum Trotz“ beim Kind. Aber wenn wir der Trotz als Triebfeder einspannen, können wir ihn nicht willkürlich wieder ausspannen. — Aber der Trotzanfall wird sich trotz allem wiederholen. Das liegt in der Natur. Für uns gibt es da nur ein Gesetz: die Ruhe. Ein klarer, erstaunter Blick allein tut schon Wunder. Strafe soll sein, aber ruhig. Sie besteht am besten in einer Verbannung des Kindes. Es muß zu Bett, oder, später, irgendwo allein bleiben, wenn die andern froh beisammen sind. Nie aber darf bei Trotz die Strafe in Schlägen bestehen, das verstockt nur. Reden nützen im Anfall gar nichts. Aber einem größeren Kind kann man bei Gelegenheit ein ruhiges Wort über alles sagen. Es wird dann den übermächtigen Trotzanfällen im Alter der Pubertät vielleicht etwas gewappneter gegenüberstehen, ohne ihnen entgehen zu können. Wenn die Seele wächst, wächst eben auch ihre dunkle Hälfte. Auch hier gilt als beste Hilfe: man verlange Leistungen und bleibe ruhig und voller Güte. Immer sollen wir an das Gute im Kind glauben und wissen, daß Werden ein Kampf ist, ein schwerer.

Aber es gibt Menschen, Männer und Frauen, die überwinden den Trotz nie. Er wächst mit ihnen, und seine verderbende Kraft steigert sich — Es hat Selbstmorde gegeben aus Trotz. —

Und wenn wir mit einem solchen Menschen zusammentreffen, wohl gar mit ihm verheiratet sind, dann wollen wir keinen Augenblick vergessen, daß der Trotzige es schwer hat, weil er sein eigner Feind ist. Er kann nicht — vieles —; wir aber können. Da soll kein Stolz gelten, nur die Liebe. Und ihr ist es nicht wichtig, ob sie „recht“ hat. Sie kennt ein anderes Gebot, das vor viel Leid und Unfrieden behütet:

„Lasse nie die Sonne über deinem Zorne untergehen.“

Mütterlichkeit der Kinderlosen.

Wir kennen alle ein „Chumm-mer-z'Hülf-Tanteli“, das in Hilfsbereitschaft da und dort, wo man es nötig hat, einsteht: als Helferin, Pflegerin, Stellvertreterin, Pfleemüetterchen, und das imstande ist, ob einer wichtigen Aufgabe sein eigenes Lebensglück in den Hintergrund zu stellen — ist es nicht eine mütterliche Seele, dieses Tanteli?

Wir freuen uns auch, wenn ein armes Fürsorgekind im Hause der kinderlosen Frau ein liebes und dauerndes Heim findet, und wenn diese in mütterlicher Weise sich sonst Verlassener und Hilfsbedürftiger annimmt. Wie nötig hat das heimatlose Kind diese Mutter — und wie sehr bedürfen einsame Leidende solch einer Freundin, die Zeit und Verständnis hat, sich ihrer anzunehmen. Tränen trocknen, Schmerzen lindern, Licht und Liebe spenden — welch große und beglückende Aufgabe der mütterlichen Frau!

Das Lob der Mütterlichkeit dürfen wir manch einer Hausgehilfin spenden, wenn sie mit freundlicher, ausdauernder Willigkeit alle die Pflichten, Mühen und Sorgen der Hausfrau mitträgt und auch mit Liebe und Verständnis die Kinder des Hauses betreuen hilft. — Da und dort wird die selbstlose Hingabe solcher „Stützen der Hausfrau“ zu sehr als Selbstverständlichkeit genommen: streuen wir recht oft ein Blümlein der Liebe und Dankbarkeit in ihren Alltag!

Wie schwer und aufreibend ist oft der Mutterberuf der Heimbürsteherin und Anstaltsmutter, besonders wenn ihre große Familie die Aermsten und Geringsten beherbergt, die ein besonders großes Maß aufopfernder Geduld und Liebe beanspruchen. — Aber auch viel Freude und tiefe Befriedigung liegt in diesem gottgesegneten Amt; und wie viel dankbare Liebe und rührende Anhänglichkeit ihrer Zöglinge wird der wahren Anstaltsmutter und ihren Helferinnen zuteil.

Hell und freundlich leuchtet auch die Mütterlichkeit der Krankenschwester, wenn sie ein Herz für alle hat — auch für die Unliebenswürdigen unter ihren Pflegebefohlenen. Mit einer oft fast übermenschlichen Geduld und mit liebevollem Verständnis hegt und pflegt sie ihre Kranken: wie tröstlich ist ihre Erscheinung am Leidensbett, wenn ihre Hand sanft und lind ist — wie Mutterhand!

Und welch gute Gelegenheit, mütterliche Liebe walten zu lassen, ist der Lehrerin geschenkt — sei es einem verschupften Pflegkind, einem traurigen Waislein, oder sonst einem besonders liebebedürftigen Kinde gegenüber. Aber auch die andern, alle ihre Schüler und Schülerchen, sind sehr empfänglich für einen Sonnenstrahl warmer verstehender Liebe, der sich dann widerspiegelt in dankbar aufleuchtenden Kindesauge und fröhlichen Glanz auf die Gesichtlein zaubert. Jener kleine Mann unter den Abc-Schützen hat wohl die Meinung sehr vieler kleiner Schüler ausgesprochen, als er treuherzig zu seiner Lehrerin sagte, „sie sei ihm fast gar so lieb, wie sein Müetti.“

Vielleicht denkt die Leserin noch an irgend eine andere freundliche Gestalt unter ihren Schwestern, die nicht Mütter und doch mütterlich sind.

G. G.-Th.

Der erste Sonderkindergarten.

An einem gelb verputzten Häuschen am Zeltweg in Zürich ragen zwischen zwei Fensterreihen die Buchstaben der Aufschrift: „Kindergarten“. Gar mancher der Vorübergehenden wendet den Blick interessiert über den grünen Rasenplatz den mit roten Vorhängen geschmückten Fenstern zu. Wer aber weiß, daß es sich hier um einen Sonderkindergarten handelt, der unter Ueberwindung aller möglichen Hindernisse von privater Seite geschaffen und finanziert wurde als

erster Versuch dieser Art

in der Schweiz und unter Beratung der Vorsteher des Kant. Jugendamtes, des Heilpädagogischen Seminars und der Psychiatrischen Poliklinik für Kinder — der möchte nicht nur einen Einblick in den Betrieb, sondern auch in Ziel und Wege dieser Neuschöpfung tun. In liebenswürdiger Weise wurde uns diese Einführung durch die Gründerin zu teil, die seiner Zeit eigens zum Studium des in Europa einzig dastehenden Sonderkindergartens von Lotte Geypert nach Nürnberg gereist war.

Wer immer mit Kindern zu tun hat, weiß, wieviele von ihnen auf jeder Altersstufe gebemmt, benachteiligt, in irgend einer Weise körperlich oder seelisch verkümmert sind und dadurch ständig zurückstehen müssen und leiden. Es ist in der Volksschule schon der großen Klassen wegen nicht möglich, jedes dieser Kinder zu ergründen und dementsprechend zu behandeln. Meist kommen sie in ausgesprochenen Fällen, oft leider zu spät, in die Hand des Arztes.

Es ist darum von größter Wichtigkeit, daß irgendwie auffällige Kinder schon im vorschulpflichtigen Alter von 4—5 Jahren beobachtet und zweckentsprechend geleitet werden. Außer psychisch defekten und nervösen Kleinen und solchen, die durch irgend eine Auffälligkeit oder ein Gebrechen im Normalkindergarten störend wirken und selber darunter leiden, sind es vor allem Einzelkinder mit ihrer sich oft schwer in eine Kindergemeinschaft einordnenden Eigenart, für welche der Sonderkindergarten ein Segen ist. Durch verständnisvolle Behandlung unter Aufsicht des Arztes kann ein auf diese Weise benachteiligtes Kind oft bis zum Eintritt in die Volksschule so weit von seinen Hemmungen befreit sein, daß es der Umwelt dann gewachsen ist. Das ist ein eminenter Vorzug. Die Zahl der Kinder darf nicht all zu groß sein; gerne werden dazwischen auch einige „normale“ Kinder aufgenommen, die ihrerseits in keiner Weise Schaden leiden, wohl aber für die anderen wertvolle stimulierende Elemente bilden.

In vorliegendem Fall hat die Initiantin, Frau van den Bergh, ein älteres Haus käuflich erworben, das zentral gelegen, doch einigen Umschwung besitzt und vor allem den großen Vorzug hat, an das Jugendheim „Artergut“ anzugrenzen, das heute nun durch ein Pförtchen direkt erreichbar ist für die Zöglinge des Sonderkindergartens. Dort befinden sich die herrlichsten weiten Spielplätze — beim Häuschen selbst ist Spielgelegenheit im Freien bei gutem und regnerischem Wetter durch Spielplatz, Sandkisten und gedeckten Vorplatz mit Truhenbänken.

Wie entzückend aber ist das Innere gewandelt! Es fehlt nichts von der niedlichen Garderobe mit den niederen Bänkchen und Kleiderhaken, der Toilette mit Fußbank, bis zu den sauber und praktisch belegten Spielzimmern mit niederen Tischchen neuester Konstruktion, Puppenwagen und Kasten voll Material. Bei der Wahl aller Gebrauchsgegenstände wurde die Schweizer Heimarbeit berücksichtigt. Alles ist frohmütig und farbenfreudig bis auf die handgewebten, warmtönigen Vorhänge. Den Spielzimmern schließt sich ein gut eingerichteter Raum an, der dem untersuchenden Arzt, der Rat heischenden Mutter oder den Unterredungen zwischen Leiterin und Lehrerin dient.

Eine besonders fähige Erzieherin leitet die Kinder. Es ist nicht Zweck dieser Zeilen, ausführlich auf die Methoden, welche im Sonderkindergarten angewandt werden, einzugehen.* Bei allen Beschäftigungen geht man vom Standpunkt aus, daß möglichst wenig eingegriffen werden sollte, daß jede persönliche, freie Leistung des Kindes wertvoller ist als eine Kopie, auch wenn es viel Geduld und Zeit braucht, bis Früchte reifen zu lassen auf diesem Wege. „Wir glauben, wenn wir die Bedürfnisse im eigentlichen Sinne der Kindheit erfüllen, eine volle, tragfähige Grundlage für die Entwicklung der nächsten Lebensperiode zu schaffen.“ Die drei Beschäftigungsgruppen Eigentätigkeit — Aufgabentätigkeit — Fördertätigkeit — schließen alle bisher bekannten Spiele, Arbeiten und Bewegungsübungen auf neuer Grundlage ein, welche die spezielle Schwäche oder Eigenart der Kinder berücksichtigt. Auf Rekordleistungen in jeder Form wird verzichtet, der Gemeinschaftssinn gepflegt, der Fantasie weitester Spielraum gelassen, mit Wahlbeschäftigung und Aufgabenbeschäftigung sinnvoll abgewechselt.

Es werden nur Kinder aufgenommen, deren Mütter sich zur Teilnahme an Mütterabenden verpflichten. Diese zeigen sich als äußerst wertvoll und fruchtbar. Es liegt der Leiterin am Herzen, sie immer weiter auszubauen als Arbeitsgemeinschaft, in die auch die Väter einbezogen werden, wenn sie es wünschen. Bei solcher Gelegenheit können alle Fragen vorgebracht werden, welche die Entwicklung des Kindes betreffen, das Verhältnis zur Umwelt, die manuelle Beschäftigung zu Hause etc.

Das junge Unternehmen, das keine Konkurrenz der städtischen Kindergärten bedeutet, wohl aber eine längst notwendige Ergänzung und Entlastung, verdient die Aufmerksamkeit weiter Kreise. Unsere Wünsche begleiten seine Entwicklung.

M. Tanner.

* Einschlägige Literatur: Van den Bergh, in „Der Schweizer Kindergarten“, Nr. 9, 1932: „Wro Juventute“, Heft 3, 1932: Dr. Mainzer und Lotte Geypert „Das Leben im Sonderkindergarten“.

Das Schaffen des Kindes, Ausdruck seiner Freude und seiner Not.**

Ohne Zwang, ganz in Freiheit, soll ein Kind zum Schaffen angeleitet werden. Viele Gegensätze weisen die Erzeugnisse des Kinderschaffens auf. Diese Gegensätzlichkeit ist eine Widerspiegelung der verschiedenen Veranlagungen, der verschiedenen Gemüter, Temperamente, Charaktere und weisen auf die Vielseitigkeit des kindlichen Wesens, an welche die Aufgabe der Leiterin gestellt ist sich zu gestalten und zu wachsen. Es wird im Kindergarten viel Wert auf Arbeiten, die aus eigenem kindlichem Antrieb entstehen, gelegt.

Erwachsene bringen die Dinge mehr aus Zweck und Ziel oder aus Ehrgeiz hervor. Man hüte sich in der Erziehung vor der Züchtung solcher Beweggründe, sowie vor dem Zurückdrängen des Urwüchsigen im Kinde. Wenn diese Regel beobachtet wird, erlebt man viel Erfreuliches und Unerwartetes an den Zeichnungen und anderen

** Auszug aus dem Vortrag von Marie v. Greverz, Münsingen, an der Generalversammlung des Kindergartenvereins, für die „Berna“ verfaßt von Marg. Gobat.

Winterferientag einer Hausfrau.

„Ich fahre morgen nach Sigriswil!“ Maßloses Erstaunen der versammelten Familie. „Wieso plötzlich? Bei der Kälte und dem Nebel? Bleib doch lieber zu Hause. Wir gehen im Frühling zusammen, wenns Blumen hat und Sonne. Wer geht denn jetzt, mitten in der Woche, nach Sigriswil?“ Und so weiter, im Chor. Ach, habt ihr eine Ahnung, ihr Männer, was es für eine Hausfrau bedeutet, die von Küche und Nähtisch aus nichts als graue Hauswände zu sehen bekommt, „so mitten in der Woche“ einen scheinbar unbegründeten Ferientag zu nehmen? Wunderbar erfrischend ist das. Ein Tag voll unvergeßlicher Eindrücke kann das werden. Schon der Aufbruch! Dieses unvermittelte Abreißen der zähen Fäden, die eine vielbeschäftigte Frau an ihren Haushalt binden, sich einmal, für einen einzigen Tag, nicht unentbehrlich zu wähnen, schon das allein lohnt sich! Natürlich gibts eine Hetze, bis man in der Eisenbahn sitzt, aber nachher wird es gemütlich. Man läßt alles hinter sich, man genießt das Alleinsein, das vollkommene Nichtstun. Friedliche Dörfer, weite Felder sausen vorüber. Eine tiefe Ruhe liegt über dem verschneiten Land. Der Nebel lichtet sich und wird wieder dichter in Thun, wo der See dampft wie ein Waschkessel. Die schwarzen Tauchenten sehen aus wie schwimmende Kohlenstückchen im gespenstischen Licht. Aber die Ufer säumt märchenhafte Pracht der bereiften Bäume. In diesem ungewöhnlichen Jahr haben viele von ihnen ihr Laub noch nicht abgeschüttelt. Unbeschnitten, in ihrem natürlichen Wuchs, tragen sie nun ein Wintergeschmeide von unerhörter Schönheit.

In Gunten übergebe ich mein bißchen Gepäck dem Auto und steige bergan. Tiefatmen wird zur zwingenden Notwendigkeit. Mit jedem Schritt wird es lichter um mich und schon hat sich die Sonne durchgerungen, erwärmt Leib und Seele, macht sie empfänglich für die winzigste Schönheit, die am Wege blüht. Denn dieser Wintertag beschert wahrhaftige Blüten, kristallen schimmernde. Jedes Eisenblatt hat sein silbernes Säumchen, jeder Halm zittert in gläserner Pracht. Wie schön ist die Welt, wie gut und reich ist die Natur! Ich steige selbstvergessen hinan und bin plötzlich mitten im Dorf.

Die Luft von Sigriswil ist etwas Besonderes. Sie wirkt auf mich irgendwie beglückend. Nicht berauschend wie Höhenluft, sondern beruhigend, tröstend, lind und würzig zumal. Sie paßt zu diesem schönsten Dorfbild, das in seiner harmonischen Ruhe die Augen der Städterin entzückt. Und tief unten liegt ein leise wogendes Wattenmeer, aus dem ich herausgestiegen bin in Sonne und Licht. In heroischem Kranz stehen die Alpen — so hoch über all dem Kleinkram, den schamhaft die weiße Decke verhüllt. —

Dann ein Besuch bei warmherzigen Menschen, das Verglühen der Sonne am Abend, eine sausende Talfahrt auf kleinen Schlitten mit jauchzenden Kindern und ich tauche wieder ein in den grauen Dunst des Alltags. Aber ich habe mich gestärkt, ich bin mutig und froh, denn ich habe die Schönheit der Welt neu entdeckt. Hinter mir liegt ein Ferientag, den sich viele noch so geplagte Hausfrauen leisten könnten, die guten Willens sind. Dazu braucht es keine sportlichen Fähigkeiten und entsprechende Ausrüstung, es braucht fast kein Geld oder gar keines, denn es muß ja nicht Sigriswil sein. Ueberall gibt es gutmütige Mitmenschen, denen man für einen einzigen Tag die Kinder aufhalsen kann und Ehemänner sind ganz froh, einmal im Wirtshaus oder einen kalten Lunch zu essen. Besonders wenn sie wissen, daß abends eine fröhliche Frau mit glänzenden Augen und frischen Wangen heimkehrt. Aber allein muß man gehen, unabhängig und unbeschwert, denn darin liegt das Geheimnis des Erfolgs, in diesem Alleinsein mit Gottes herrlicher Natur. A. („Bund.“)

Von alten Speisezetteln.

Beim Durchforschen alter Chroniken fällt mir ein Speisezettel des Klosters Rheinau aus dem 17. Jahrhundert in die Hände. Es scheint damals schon üblich gewesen zu sein, einen solchen für die ganze Woche vorzubereiten.

Sontag zu Immis: Suppen und Fleisch, darnach Rueben und Krutt und Speck druff, darnach ein bratis, ein gersten (Bier).

Montag: ein voreffen, danach Suppen und Pfäffer darnach ein gersten, wurst oder tiggen fleisch darin.

Zinstag: Suppen und Fleisch, darnach ein bratis ein gersten, zu letzt Rueben und Speck druff, zue nacht derglichen.

Mittwoch: ein voreffen, darnach Suppen und Fleisch, darnach ein gersten würst oder tiggen fleisch darin. Zu Nacht ein Gemues, ein Bratis, ein gersten.

Dunstag: glich wie den Zinstag mit allen trachten.

Frittag: ein voreffen von Fischen, ein gemüs, ein gesotten visch, ein gersten.

Samstag: glich wie an Frittag.

Frittag und Samstag zu nacht ein gemueß, ein gesotten visch, ein gersten.

Also brucht mans täglich zu Rinouw.

N. B. Diesen Rodel hat den 11. Septembris anno 1647 Junker Holtzapfel zu wiß-wasser-stelz bey Kaiserstuhl durch Herren Doctor Harschen von Basel dem Groß Keller zu Rheinauw überliefert mit fürgehen, sein, des Holzapfels Großvater habe solchen geschrieben.

(Einsiedeln, Stiftsbibliothek.)

Beim Besuche Hadewigs im Kloster St. Gallen wird ein Festessen beschrieben, welchem man um gewissenhaft bei der Regel zu bleiben, zuerst den damvenden Hirschrei vorausgehen ließ, dann aber folgten Schüssel auf Schüssel, ein mächtiger Hirschzimmer, Bärenschinken, sogar der Biber fehlte nicht und auch der Fischteich hatte schwer herhalten müssen. Fasanen, Rebhühner, Turteltauben und des „Vogelherdes“ kleine Ausbeute“ folgten, eine unendliche Auswahl, jegliches Getier; watendes, fliegendes, schwimmendes und kriechendes hatte auf der Klostertafel seine Vertretung gefunden, ähnlich wie im alten Rom. Was nützte es da Ekkehard, das Jahr hindurch in seinem Klostergarten mit viel Liebe und Sorgfalt Kräutlein zu ziehen, die nicht

geschnitzten oder gekneteten Kunsterzeugnissen, als Ausdruck von Daseinsfreude, von erquickender Einfalt und Leichtsinn — im besten Sinne des Wortes — auch von Humor. Karikaturen entstehen im Kindergarten, doch ohne jede Spur von Ironie wie bei den Erwachsenen.

Doch nicht nur von gesunden und frohen Antrieben zeugen die Kunstprodukte der Kinder. Auch schaurige Bilder, schwarze und trübe Farben sprechen von innerer Not. Daraus erwachsen der Kindergärtnerin neue Aufgaben: das Erschließen und Aufblühen der kindlichen Seele.

Die Referentin sprach auch vom Märchenerzählen. Es gibt viele, sogar Mütter, die sich dagegen auflehnen. Hier sollen uns die Kinder selbst den Weg weisen und uns über das, was ihnen frommt, belehren. Die Ich-Stellung, das heißt die subjektive, sentimentale Einstellung zum Kind, das Verurteilen von dem, was uns nicht paßt, nicht gefällt, muß der sachlichen Einstellung weichen, um ja die kindliche Phantasie nicht zu unterbinden.

Die Phantasie ist nicht Schmuck, bloße Zutat; sie ist eine vom Schöpfer in das Kind hineingelegte Gabe. Mit der Phantasie verbunden entwickelt sich der Kunstsinn, der in jedem menschlichen Wesen liegt, das Bedürfnis mit Wenigem etwas zu schaffen. Aufgabe des Kindergartens ist es, dem Kinde für sein Phantasieleben Material, Nahrung zu verschaffen und ja nichts hemmen oder unterbinden, was zum Leben so nötig ist.

Auf die Gefahren des Träumens, der Phantasie als Flucht aus dem Unangenehmen oder Langweiligen, machte die Referentin aufmerksam. Hier kommt die Natur zu Hilfe, bietet unerschöpfliche Möglichkeiten als Beobachtungsstoff, hier gesellt sie sich zu der Märchenwelt, hier wird das Wunderbare Wirklichkeit. Doch sollen diese beiden Gebiete: Natur und Märchen niemals getrennt betrieben werden.

Was sind die Vorbedingungen dieser freien Arbeit, dieses aus eigenem Antrieb Produzierens? Das Material bringt die Lust zum Schaffen. Durch Farben kann sich ein Kind erschließen. „Wie hast du das machen können?" frägt man ein kleines Mädchen. „Je, da nimmt men elfach Farbe und schwygt". Doch kann das Kind nicht unmittelbar zum Zeichnen angeregt werden. Vorlesen, Musik, Rhythmik, schöne Bilder fördern Produktivität.

Und wie soll die Einstellung der Kindergärtnerin den Kindererzeugnissen gegenüber sein? Sie soll nicht rühmen und nicht kritisieren. Hie und da ein erkennendes Wort. Doch am besten schweigen und sich ja nie entrüsten, sondern alles natürlich hinnehmen. Minderwertigkeitsgefühle schwinden, wenn im Kindergarten Freiheit herrscht. Zeichnen bedeutet dann Befreiung, Entfaltung.

Wie steht es mit den Eltern? Manch ein Kind will seine Zeichnung nicht nach Hause bringen. „Der Aetti tut mir's verrüße". Es ist vielfach kein Verständnis von seiten der Familien, auch nicht von seiten der Komiteemitglieder. Da heißt es für die Kindergärtnerin sich ihre Ueberzeugung erarbeiten, die Mütter lehren, wie wichtig diese erste Erziehung ist. Auch muß ihre Hingabe eine denkende Hingabe sein. Wahre Erziehung besteht aus einem Ueberfluß der gereinigten Kraft des Erziehers und Glauben an den Wert dieses Werkes an den Jüngsten unter den Schulkindern.

1 ½ Jahre Arbeit für den Hausdienst.

Die schweizerische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst, zu der sich vor anderthalb Jahren 14 unserer größten schweizerischen Frauenverbände zusammengeschlossen haben, verfendet soeben ihren ersten Jahresbericht. Die Arbeitsgemeinschaft ist bekanntlich aus der einstigen Studienkommission für die Hausdienstfrage hervorgegangen, die seinerzeit jene große Enquête über die Verhältnisse im Hausdienst durchgeführt hat. Der große Aufgabenkreis, der sich sofort eröffnete, wollte man die hieraus sich ergebenden Aufgaben auch nur einigermaßen konsequent an die Hand nehmen, machte die Errichtung eines ständigen Sekretariates unerläßlich. In Frau Hausknecht, St. Gallen, konnte ihm für die deutsche Schweiz eine sehr initiative Kraft gewonnen werden, dem westschweizerischen Sekretariat steht die ebenfalls rührige Suzanne Brenner vor.

Förderung und Ausbau der Haushaltlehre, Förderung der Umschulung von Erwerbslosen, Bessergestaltung der Verhältnisse im Hausdienst, Sammlung und Ausbildung von Referentinnen und Mitarbeiterinnen, Abklärung und Abgrenzung der Tätigkeitsgebiete innerhalb der Arbeitsgemeinschaft — das sind die hauptsächlichsten Punkte des dem Sekretariat überbundenen Arbeitsprogramms.

Die Erfahrung zeigt immer wieder, daß die Idee der Haushaltlehre noch keineswegs Allgemeingut geworden ist, daß es weiterhin immer noch unentwegter Propaganda bedarf, um sie in immer weitere Kreise zu machen. Die Zunahme der Lehrverhältnisse und der vermehrte Zustrom zu den hauswirtschaftlichen Prüfungen beweisen aber immerhin, daß die Propaganda des Sekretariates nicht umsonst ist. Die von ihm angeregten Instruktionskurse für Haushaltlehrmeisterinnen packen die Aufgabe auch noch in anderer Art an, denn gute Lehrmeisterinnen heranzubilden, ist wohl eine unerläßliche Voraussetzung für ein ersprießliches Lehrwesen.

Die Förderung der Umschulung von Erwerbslosen in den Hausdienst hat ihre Schwierigkeiten. Es scheint, daß der größere Teil der arbeitslosen Frauen, welche in Krisengebieten für den Hausdienst in Betracht kommen, bereits dort untergebracht ist. Trotzdem aber darf diese Frage bei den großen Verschiebungen des heutigen Arbeitsmarktes nicht aus den Augen gelassen werden.

Eine Besserung der Verhältnisse im Hausdienst zu erzielen, ist vor allem eine Sache der Aufklärung. Zahlreiche Vorträge sind in diesem Sinne von der Sekretärin gehalten worden. Außerdem stellte sie eine Wegleitung über die gegenseitigen Verpflichtungen von Hausfrauen und Hausangestellten auf Grund des Obligationenrechtes und der Postulate aus den Erhebungen der Studienkommission zusammen und entwarf einen Rahmendienstvertrag als Vorläufer von Normalarbeitsverträgen. In 3 je dreitägigen Referentinnenkursen bildete sich das Sekretariat zahlreiche Mitarbeiterinnen namentlich für die Aufklärungs- und Vortragsarbeit heran.

Ein gerüttelt Maß von Arbeit brachte die Propaganda für die Bundesfeiersammlung, deren Ertrag — wie ja noch in aller Erinnerung — für die hauswirtschaftliche Schulung bestimmt war. Die Gewinnung zahlreicher Sammlerinnen, die Bearbeitung der Presse, die Aufklärung der Verwendungsmöglichkeiten, die Ermittlung der Wünsche und die Beratung bei den Eingaben nahmen das Sekretariat während einiger Wochen vollauf in Anspruch.

Das westschweizerische Sekretariat widmete sich vor allem der Propagierung der Idee des Haushaltlehre, die in der Westschweiz anscheinend noch weit weniger bekannt ist, als in der deutschen Schweiz. Auch die Umschulung begegnet hier größern Schwierigkeiten, wenig Mädchen nur melden sich dafür, es scheint, daß sie gegen den Hausdienstberuf eine größere Abneigung haben als in der deutschen Schweiz. Daß auch das westschweizerische Sekretariat sich für die Bundesfeiersammlung zur Verfügung stellte, war selbstverständlich. Von Interesse sind Erhebungen, die das Sekretariat machte für die Einführung eines Dienstvertrages für die jungen Deutschschweizerinnen, die in der welschen Schweiz in Stellung gehen.

Die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft, überhaupt die ganze seit zwei Jahren für den Hausdienst betriebene Propaganda ist nicht umsonst. Das beweist der im letzten Jahrzehnt feststellbare größere Zustrom von einheimischen Arbeitskräften zum Hausdienst. Von 1920—1930 hat die Zahl der Hausdienstangestellten um 19,000 zugenommen, 12,000 davon sind Schweizerinnen.

Aber trotzdem darf in der Arbeit nicht nachgelassen werden. Es herrscht zur Zeit wieder, sagt der Jahresbericht in seiner Schlußbetrachtung, ein so empfindlicher Mangel an Hausangestellten, daß der Hausdienstfrage nach wie vor die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden muß, sowohl vom Sekretariat, als auch von allen der Arbeitsgemeinschaft angeschlossenen Verbänden. D.

Die hauswirtschaftliche Lehre wird international bejaht.

Am 5. Internationalen Kongreß für Hauswirtschaftsunterricht in Berlin wurden letzten Herbst verschiedene Resolutionen gefaßt, u. a. über die wissenschaftlichen Grundlagen des Hauswirtschaftsunterrichtes, über die Nationalisierung der hauswirtschaftlichen Arbeit. Zur Frage der Haushaltlehre, die ja nun auch bei uns als eine der Möglichkeiten, die Hauswirtschaftsarbeit als Beruf anderen Berufen modern anzugleichen, sehr gefördert wird, lautete die Resolution folgendermaßen:

Der Kongreß stellt den gar nicht zu unterschätzenden Wert der Hausarbeit in der Familiengemeinschaft fest.

Voll Freude begrüßt er die durchgeführten Maßnahmen, um der häuslichen Arbeit ihre hohe sittliche und soziale Bedeutung zurückzugeben.

Er betrachtet als Grundbedingung für eine solche Höhebewertung der häuslichen Arbeit die Rückkehr zu einem Familienleben, das in wirksamer Weise alle Hausgenossen zu einer wahren Hausgemeinschaft zusammenschließt.

Als praktische Hilfsmittel schlägt er vor, die häusliche Lehre unter Wahrung ihrer Eigenart der Lehre anderer Berufe anzugleichen bezüglich: Gründlichkeit, Planmäßigkeit, sowie im Hinblick auf Lehrvertrag, Schlußprüfung und Abschlußzeugnis.

Er hofft, daß die häusliche Lehre mehr und mehr allgemeingut wird, da die ländliche wie die städtische Familie den glücklichsten Nährboden für die Erziehung zum Leben darstellt.

Der Wettbewerb

zur Erlangung von Propagandaschriften für die Haushaltlehre, der Juni 1934 ausgeschrieben worden war, hat nun seinen Abschluß gefunden.

Es gingen auf den festgesetzten Termin 20 Arbeiten ein, 16 aus der deutschen, 4 aus der Westschweiz. Das vor kurzem zusammengetretene Preisgericht konnte über Arbeiter prämieren. Auf die Erteilung eines ersten Preises mußte verzichtet werden, da keine der eingegangenen Arbeiten in vollem Umfange den gestellten Anforderungen entsprach. Dagegen erhielten einen zweiten Preis eine Arbeit von Frau Rutishauser, Frauenfeld (gest. Herbst 1934) über „Das Ankernen", sowie eine Arbeit über die „Haushaltlehre" von Frl. Dr. Schaefer, St. Gallen; ferner einen dritten Preis Frau Schwarzenbach-Marth, Wädenswil, für eine Arbeit über „Das Ankernen" und Madame Fulvins-Gagard, Genf, über die „Haushaltlehre".

Die übrigen eingereichten Arbeiten enthielten zum Teil viele gute Gedanken, entsprachen aber nicht dem Thema.

Die prämiierten Arbeiten sind der schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst zu beliebiger Verwendung zur Verfügung gestellt worden.

Schweizerische Zentralstelle für Frauenberufe.

Ein Besuch in der Spitzenfachschule der Benediktinerinnen in Argentan.

Im Laufe sehr langer Jahre hat sich die Spitze von Argentan ebenso wie ihre Schwester aus Alencon die Bewunderung der spitzenkundigen Welt erworben. Trotzdem in jenen Zeiten Geduld noch eine vielfach zu findende Eigenschaft beim Menschengeschlechte war, gehörte auch damals schon eine Portion von Hingebung an die Arbeit, wie man sie kaum irgendwo wiederfinden kann. Diese einfachen französischen Frauen hatten sich die kunstvollen Spitzenarbeiten Venedigs damals zum Muster genommen, aber folgten ihrem Vorbilde durchaus nicht sklavisch, sondern schufen eine feinere Arbeit als es die Venetianerinnen je vermochten. Es gehörte eine fast übermenschliche Geduld dazu, diese Spitzen in der früher dort geübten Weise anzufertigen und man hat ausgerechnet, daß ein Quadratzentimeter Spitze in jenen Zeiten herzustellen bedeutend länger dauerte, als heute die Anfertigung von 1000 großen Automobilen. Es ist also klar, daß zu einer gut ausgeführten Spitzenarbeit solche altfranzösische Frau ungefähr ihr ganzes Leben gebrauchte. Es kann nicht wundernehmen, daß in unserer heutigen schnelllebigen Zeit eine solche Arbeitsmethode dem Untergang geweiht schien.

Da kamen eines Tages die Nonnen des Benediktinerklosters von Argentan dieser sterbenden Spitzenkunst zu Hilfe und die Oberin des Klosters, Schwester Madelaine, gründete im Jahre 1874 die berühmte Spitzenschule des Klosters, um dort der heranwachsenden Jugend unter Wahrung der Ueberlieferungen früherer Zeiten die Spitzenherstellung in modernstem Gewande zu lehren. Es versteht sich von selbst, daß der Lehrplan heute nicht mehr auf einer Spitze basiert, deren Anfertigung ein Menschenalter gebraucht, denn es würden sich auch heute die geduldigsten Frauen nicht mehr dazu verstehen, eine derartige Arbeit anzufertigen. Man sucht aber auf jede Weise der alten Manier weiter gerecht zu werden und erreichte es auch eine Spitze herzustellen, die sich naturgemäß mit den alten Arbeiten zwar niemals wird messen können, die aber immerhin noch eine Handarbeit von höchster Kunstvollendung darstellt, und trotzdem zu Preisen abgegeben werden kann, welche für reiche Liebhaber noch erschwinglich sind, während die echte alte Spitze von dort heute Preise bringen müßte, die selbst der Liebhaber nicht mehr zu zahlen in der Lage wäre. Hierdurch ist es möglich, verhältnismäßig billig diese Handspitzen zu liefern, wenn überhaupt das Wort Billigkeit bei einer verhältnismäßig schmalen Spitze in der Länge von einem Meter zu 1500 bis 3000 Franken noch anwendbar ist. Dies sind aber immerhin noch Preise, bei welchen die Engländerin und besonders die Amerikanerin keine Miene verzieht und es ist nichts Ungewöhnliches, wenn eine durchreisende Amerikanerin für 20—50.000 Franken Spitzen in dem Kloster für sich bestellt. Es gibt Tischdecken, Brautschleier usw., deren Bestellung das gesamte Kloster einschließlich aller dort noch tätigen Laienarbeiterinnen mehrere Monate hindurch voll beschäftigt. Wenn man dies bedenkt, so ist ein Preis von 50,000 Franken für einen Brautschleier durchaus kein übermäßiger, besonders da das Kloster auch große eigene Ausgaben durch die Spitzenschule hat, denn allein 15 Nonnen wirken dort als Spitzenlehrerinnen, welche neben den übrigen Nonnen die jungen Mädchen der Stadt und der weiteren Umgebung in das uralte Geheimnis der Spitzenanfertigung einweihen und ihre Arbeiten sorgsam sichtend überwachen. Das Kloster ähnelt daher einer Art Spitzenfabrik, in der im Gegensatz zur Fabrik ausschließlich mit der Hand angefertigt wird.

Durch die äußerst sorgsame Arbeit, welche die Lehrerinnen dort unbedingt fordern, wird ein Produkt hergestellt, welches heute noch von einer Güte der Arbeit zeugt, die es im Werte dem echten Schmuck bei der Kleidung der reichen Amerikanerin gleichstellt, und es ist bezeichnend, daß trotz dieser Preise, welche das Kloster fordert, die Bestellungen überreiche Arbeit geben.

Verfolgt man die heutige Arbeitsweise bei der Herstellung der Spitzen im Kloster von Argentan, so hat man den Eindruck, daß es eigentlich eine einfache Unmöglichkeit ist, eine Arbeit noch langsamer und komplizierter herzustellen, wie es heute in dieser Spitzenschule in Frankreich geschieht. Und doch arbeitet man daselbst in einem außerordentlich beschleunigten Tempo im Verhältnis zu den früheren Jahrhunderten und es ist kaum mehr möglich, sich überhaupt in den Arbeitsgang bei der Spitzenarbeit jener lange zurückliegenden Zeiten hineinzudenken. Zuerst wird das Muster durch eine Unzahl von kleinen Löchern auf einem Blatt Papier aufgetragen. Dies ist ja der überall bekannte Weg bei der Herstellung durch Handarbeit, aber die Menge und Kleinheit der Löcher, mit welchen das Blatt Papier durchstochen wird, frappiert immerhin. Es gibt eine ganze Anzahl Spezialarbeiterinnen, welche keine andere Beschäftigung ausüben, als mit der Nadel durch jedes dieser Löcher zu fahren, und unsäglich oft hierbei immer wieder von neuem die gleiche Arbeit beginnen, bis das ermüdete Auge endlich ein Alumenblatt oder eine Blüte, Schnörkel oder irgendwelche Sinnbilder in unendlicher Langsamkeit entstehen sieht. Hierauf wandert das Blatt zu anderen Spezialarbeiterinnen, welche seine andere Beschäftigung ausführen, als mit der Nadel durch jedes dieser Löcher zu fahren, und unsäglich oft hierbei immer wieder von neuem die gleiche Arbeit beginnen, bis das ermüdete Auge endlich ein Alumenblatt oder eine Blüte, Schnörkel oder irgendwelche Sinnbilder in unendlicher Langsamkeit entstehen sieht. Hierauf wandert das Blatt zu anderen Spezialarbeiterinnen, welche von einer Figur zur anderen darauf ein überaus zartes Netz spinnen. Erst wenn dies geschehen ist, beginnt die Arbeit der Stickerinnen und später setzen andere Spezialarbeiterinnen die Spitzenstäcken daran. Die Arbeit geht dann nach und nach von einer Arbeiterin zur anderen und wenn sie vollendet ist, haben mindestens 20—30 Personen an ein und derselben Spitze gearbeitet.

Wie ich schon oben bemerkte, werden nicht nur die Nonnen und Novizen in der Spitzenschule zu dieser Kunst erzogen, sondern auch eine große Anzahl junger Mädchen, die keineswegs die Absicht haben, sich dem Klosterberufe zu widmen, werden dort in der Spitzenherstellung unterrichtet. Diese jungen Mädchen brauchen, wenn sie sich verheiraten, in den seltensten Fällen eine Mitgift aufzuweisen, denn sie sind bei den französischen Männern derartig beliebt, daß sie, was gerade in Frankreich zur großen Seltenheit gehört, auch gern ohne Mitgift genommen werden. Der Grund hierfür ist nicht nur der, daß sie als verheiratete Frauen sich weiter damit beschäftigen, Spitzen herzustellen, sondern vor allen Dingen weiß auch der betreffende Mann, daß seine Frau durch die Spitzenarbeit von allen äußerlichen Veranstaltungen abgelenkt wird, und nachweislich sind die Ehen, welche mit diesen Spitzenarbeiterinnen geschlossen werden ungewöhnlich glückliche, weil die Betreffenden auch als Ehefrauen ganz in ihrer Spitzenarbeit aufgehen. — So ist es gekommen, daß in unserer industriellen Zeit in dem Städtchen Argentan weiter eine Handarbeit ihre Daseinsberechtigung trotz aller modernen Maschinen erwiesen hat. (N. N. im „Frauengewerbe.")

Aus der Praxis der Hausfrau.

Frischhaltung der Lebensmittel im Haushalt.

Sehr häufig tritt die Aufgabe an die Hausfrau heran, irgendwelche Lebensmittel längere Zeit frisch zu erhalten. Sie sieht irgendwo wundervolles und noch dazu billiges Obst. Da sie es aber erst in vier Tagen benötigt und fürchtet, es könne bis dahin verderben, kauft sie es nicht und bezahlt es später teurer. Sie hat Kuchen gebacken. Er soll, da sich plötzlich für einige Tage später Besuch ansagte, noch solange frisch bleiben. Das geht nicht und sie muß neuen backen. Sie nahm ein Glas Eingemachtes hervor und brauchte nur die Hälfte, die andere erst Tage später. Das geht nicht, weil der Rest verderben würde!

Zwischendurch eine Frage: Haben Sie sich nicht schon über das wunderbar glatte, durchsichtige, knisternde Papier gewundert, in das häufig Konfektkartons eingehüllt sind? Oder die Nudeln verpackt wurden? Das ist sogenanntes Glaspapier, Transparent-Folie genannt. Es besteht wie jedes Papier aus Zellulose und kommt unter den Namen Transverenta, Glashaut, Zellophan usw. in den Handel. Es hat die Eigenschaft, sauber, glatt, durchsichtig, luftdicht, feuchtdicht, undurchdringlich für Fette und Oele und Benzin zu sein.

Seine Verwendung ist vielseitig. Das Obst wird in Transparentpapier gewickelt und hält sich sehr lange darin frisch und ansehnlich. Auch Gemüse und Spargel erhalten sich über acht Wochen lang frisch und ansehnlich, werden sie in dieses Papier gewickelt.

Beim Kuchenbacken legt man die Form mit Transparentpapier aus, füllt nun erst den Teig hinein und bäckt. Man kann dann den Kuchen leicht aus der Form nehmen, in das Papier einschlagen, so daß er sich wochenlang frisch erhält. Der Schinken und der Speck werden in die Glashaut gehüllt und sie halten sich bedeutend besser. Seifenreste werden mit Glaspapier vor Fliegen und dem Verderben geschützt, ebenfalls halbvolle Saftflaschen, Einweckgläser, Fleisch, das erst am anderen Tage zubereitet werden soll — kurzum alle Lebensmittel, die nicht verderben sollen.

Sollen z. B. Einweckgläser mit Glasglie verschlossen werden, legt man einen entsprechend großen Bogen auf den Küchentisch, feuchtet ihn gut an, zieht die Folie dann über die Glasöffnung straff und legt sie ringsum an die Glaswände (außen) an. Das Papier hält solange dicht, bis es abgerissen, oder mit Wasser wieder abgeweicht wird. Besser ist Abweichen, da die Haut immer wieder verwendbar ist. Auch Schüsseln, Teller, Töpfe mit leicht verderblichen Lebensmitteln werden auf diese Weise verschlossen. Vor allem aber ist dieses Verfahren billig, praktisch, einfach und hygienisch.

H. G. Fritsch.

Ein Frauenschicksal.

Männer, die sich aus diesem oder jenem Grunde von ihren Mitmenschen zurückzogen und als Einsiedler lebten, hat es von jeher gegeben. Der seltene Fall, daß eine Frau einem solchen innern Drange folgte,, wird aus den Pyrenäen bekannt, wo seit ein paar Jahren eine Eremitin lebt. Sie heißt Pauline Tharrent und ist 60 Jahre alt. Sie lebte in Cahors eher im Wohlstand. Im Weltkrieg verlor sie ihre drei Söhne, und im Jahre 1922 auch ihren Mann, als ihm bei einem Laboratoriumsexperiment ein Unglück zustieß. Dieses neue Urheil veranlaßte die schwergeprüfte Frau, die von jeher Anlage zur Melancholie verriet, sich von der gesamten Mitwelt zurückzuziehen; eines Tages war sie aus Cahors verschwunden, und die allgemeine Annahme ging dahin, sie habe sich in ein Kloster zurückgezogen. Das war aber nicht richtig, denn sie hatte sich nach den Pyrenäen gewandt und Aufenthalt in einer abgelegenen Hütte bei dem Dörfchen Gistain genommen., Die Milch einer Ziege, die sie mitgenommen, die Eier, die ein paar Hühner legen, und Beeren und andere Früchte des Waldes bilden ihre einzige Nahrung. Da sie immer schwarz gekleidet war und kaum mit einem Menschen sprach, flößte sie der abergläubischen Bevölkerung der Gegend Furcht ein, und man ging ihr aus dem Wege. Aber sie war mildtätig gegenüber den armen Leuten, und als man sah, wie sie sich so ihres Vermögens entledigte, verwandelte sich die Anast in Ehrerbietung. Die Bewohner der Gegend betrachten nunmehr die Eremitin als eine Art Heilige, und es gibt unter ihnen sogar Leute, die sich wie vor dem Altar in der Kirche vor ihr neigen, wenn sie ihr begegnen

Von Büchern

Zwei gewichtige Kochbücher.

Zur gleichen Zeit werden uns zwei umfangreiche Werke schweizerischer Herkunft auf den Redaktionstisch gelegt, auf die wir Hausfrauen und solche, die es werden wollen, gerne hinweisen. Keines von beiden ist einfach eine Anreihung von ungezählten Rezepten. Jedes verfolgt viel weitergehende Tendenzen. Das eine:

Kochbuch von Elisabeth Fülscher, 3. Auflage, im Selbstverlag, Preis Fr. 12.—, bringt in neuer Form und Ausstattung das früher von Anna Widmer und Elisabeth Fülscher herausgegebene Kochbuch. Neu hinzugekommen sind schöne farbige Bildtafeln, die besonders zum hübschen Anrichten der Speisen anregen. Auch ist der neuzeitlichen Einstellung zu Ernährungsfragen durch vermehrte Rezepte für vegetarische Speisen und Rohkost Rechnung getragen. Bemerkenswert ist bei der Abfassung des Textes, daß überall die vorsorgliche und belehrende Art der bewährten Kochlehrerin ihren Ausdruck findet. Nirgends heißt es einfach „man nehme", überall sind wertvolle Winke und Anregungen eingestreut, liebevolles Eingehen auf die Details der Zubereitung machen das Buch für Anfänger besonders angenehm.

Das andere Werk:

Das fleißige Hausmütterchen, von Susanna Müller, Verlag Otto Lüfi, herausgegeben von J. Boßhardt-Winkler u. Marta Schmid, Preis Fr. 17.— ist an Umfang noch gewichtiger. Auf seinen 797 Seiten bringt es neben Rezepten auf jeglichem Gebiete auch eine vielseitige Haushaltungskunde, Wohnungsfrage, Umgang mit Zimmerpflanzen, häusliche Krankenpflege, als Einführung dazu eine ganze Abhandlung über den Körper und seine Funktionen, usw., usw., bunten an, daß dieser „Führer durch das praktische Leben für Frauen und erwachsene Töchter" seine Führung tatsächlich ernst nimmt. Daß das 1860 erstmalig erschienene Buch heute noch und zwar in 26. Auflage und als 165. Tausend seinen Weg zu den Frauen findet, spricht wohl genugsam für seine Qualität. Die jetzige Auflage hat in weitgehendem Maße durch neuen Bildschmuck und speziellen Hinweis auf Haushaltungsgegenstände schweizerischer Herkunft sich den neuen Bedürfnissen angepaßt.

Mögen die beiden Handbücher für Hauswirtschaft ihren Weg in viele Schweizerhäuser finden.

---

nur als Arzneimittel bestimmt waren, sondern auch „täglichen Genusses bringen". Küchenkräuter und wilde Pflanzen waren aus frühesten Zeiten her stets beliebt,, besonders Knoblauch galt als vortreffliche Heilpflanze, ebenso Sauerampfer. —

Vor der Reformation ward vormittags 10 Uhr zu Mittag gegessen und Nachmittags 5 Uhr zu Abend, wobei Fleisch und Gemüse vielfach auf den Abend verlegt wurden. Zum Frühstück zwischen 6 und 7 Uhr früh war allgemein das Hafermues üblich. Als sich Mitte des 18. Jahrhunderts der Kaffee in den Bürgerhäusern einbürgern wollte, ward dies von Friedrich dem Großen streng verboten. Nach wie vor sollte die Morgensuppe in jedem Haus, ob vornehm oder gering, als Frühstücksgericht erscheinen. Eigen mutet uns ein Speisezettel aus den Hungerjahren 1816 bis 1817 an. Um die arme Bevölkerung vor dem Hungertode zu bewahren, erließ die Gesellschaft für vaterländische Kultur im Aargau ein Verzeichnis aller Kräuter, die „nicht nur ohne Schaden, sondern zu einer mehr oder weniger nahrhaften Speise bereitet werden konnten".

„Hopfen ist selbst auf dem Tisch der reichen Leute ein angenehmes Gericht. Löwenzahn ist wegen seiner Bitterkeit eine gesunde Nahrung. Bachbungen sind als Salat und Gemüse genießbar. Von Habermark sind Blätter, Wurzeln und Stengel verwendbar. Vortrefflich ist schmackhaft für Gemüse und Salate. Schlüsselblumen koche als Gemüse und Salat. Melke tuts für Spinat. Die große Nessel gibt ein fürtreffliches Gemüse und schmackhaften Salat. Von Gänserich kocht du die Wurzel wie Gemüse, ebenso die jungen Wurzeln von Ochsenzunge und Mannstreu. Die Glockenblume liefert ein nahrhaftes Gericht. Eibischblätter und -wurzeln sind gesund, isländisch Moos sehr nahrhaft, ebenso Schwämme".

Frieda Huggenberg.